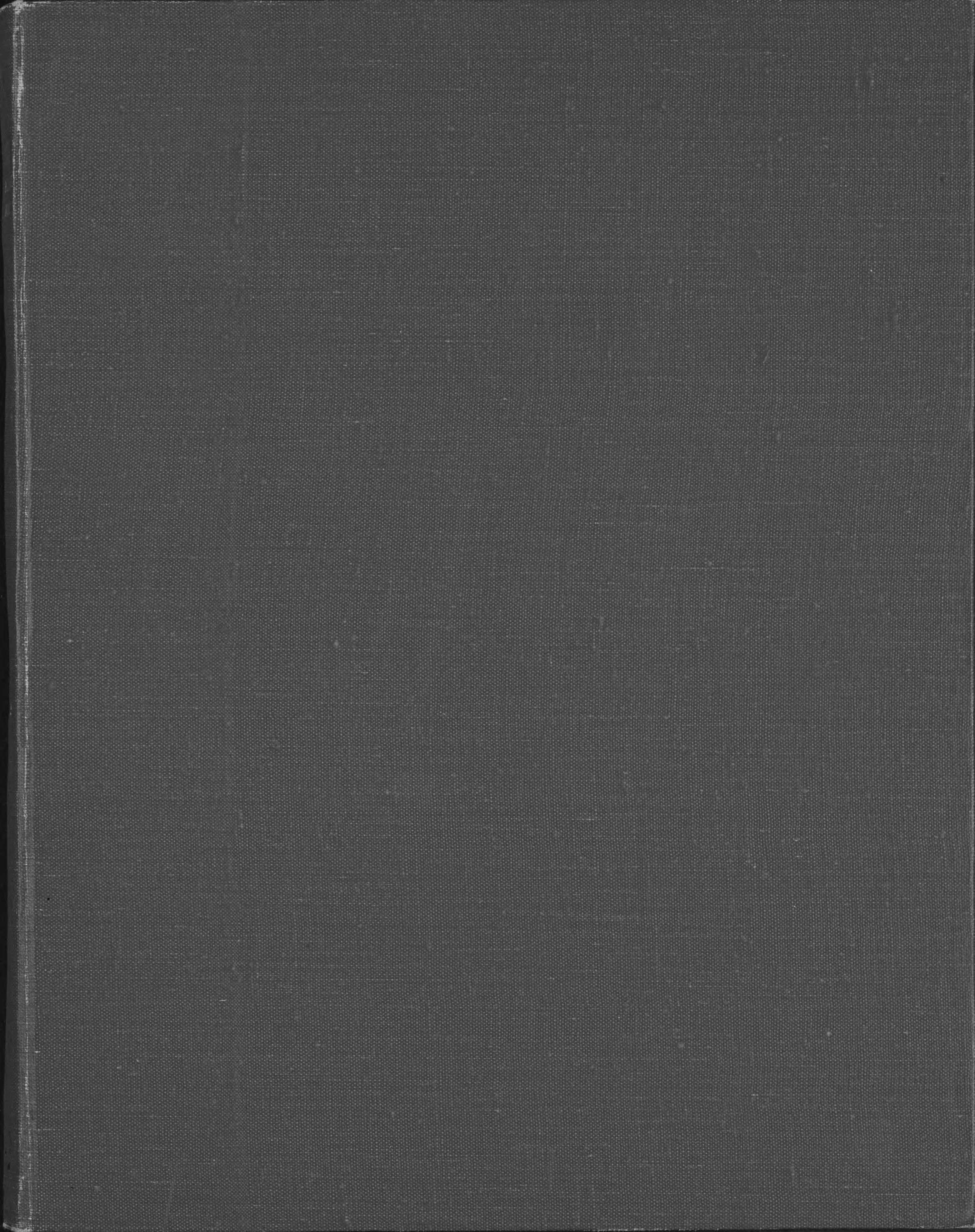




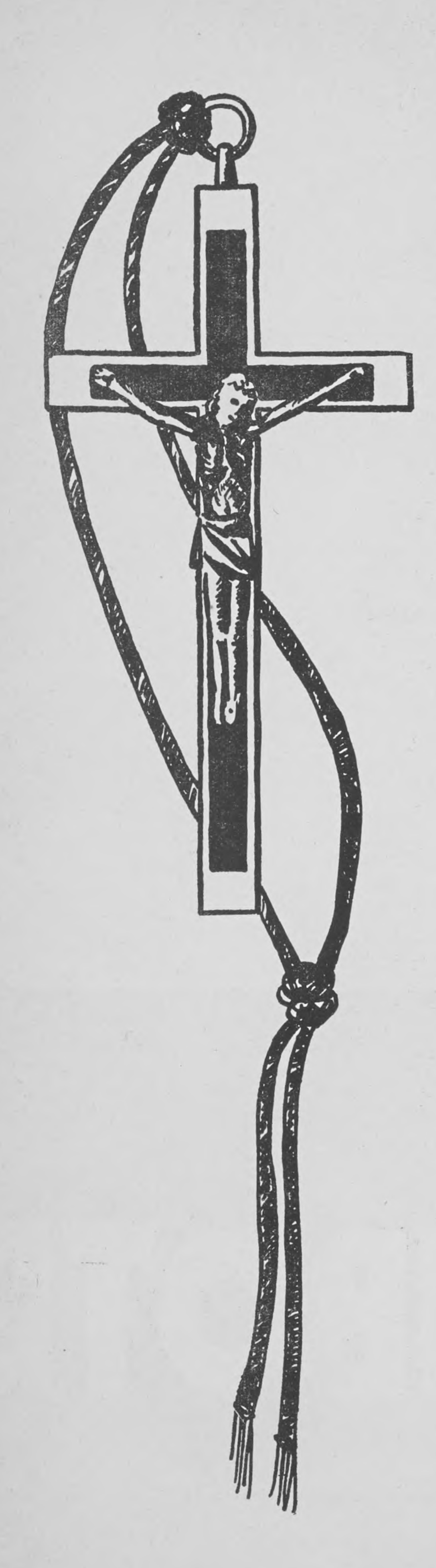


Oktober 1951



# DER MARIENBOTE

# Marianischer Missionsverein



Ungläubige Menschen findet man nicht selten ganz und gar gegen die Missionierung der Heiden eingestellt. Sie denken nichts von Christus, Seiner Himmelsbotschaft und Seinem Lebensideal. Sehen nicht, welchen Gewinn es den Naturvölkern bringen könnte. Sagen deshalb, man solle diese Menschen in ihrer „kindlichen Unwissenheit und Unbefangenheit" belassen. Haben sie Recht?

Neulich ist ein Buch über die Eskimos erschienen. Es zeichnet sie in wunderbarer Treue und Anschaulichkeit. Sie sind Männer von ungeheurem Stolz und Stammesbewußtsein. Riesige Egoisten. Herzlose Frauenverachter. Menschen- und Läusefresser. Mörder von Kindern und alten Leuten. Alle neugeborenen Mädchen werden den Hunden und Wölfen hingeworfen; nur solche, die von Nachbarn als zukünftige Ehefrauen für lebende Buben angefordert werden, läßt man am Leben. Die Eskimos sind Lügner, Diebe, Heuchler, die vor keinem Schurkenstreich zurückschrecken, so lange es ihnen nützt. Sie sind bissige Wölfe in unbändigem Zorn und maßloser Seuferei. Sind mitleidlos und grausam im Spott über Weiße („Taugenichtse"), Indianer („Ungeziefer"), und ihre eigenen Stammesbrüder; die letzteren werden oft durch erbarmungslose Stichelei zum Selbstmord getrieben. Schamlos ist der Eskimo in Wort und Tat bis ins Mark der Knochen; es gibt keine Gemeinheit, deren er sich schämte. Kindliche Unbefangenheit? Die Wahrheit klingt ganz anders.

So aber schaut es mehr oder minder mit allen Heiden aus. Überall dasselbe dunkle Bild! Nicht nur bei den Wilden; auch bei den „zivilisierten". Übertünchte Gräber, so wie sie der hl. Paulus geschildert hat am Ende des 1 Kapitels in seinem Brief an die Christen in Rom. Alle Heiden befinden sich in vorchristlichen Adventszustand, stöhnend in Unerlöstheit unter der Qual der Erbsünde. Der Mensch kann einfach ohne Hilfe von oben keine höhere Kultur d.h. wahre Gepflegtheit und Erziehung erlangen. Das letztere heißt in seiner lateinischen Wurzel (educere) heraus- und nach oben führen. Heraus aus Wildheit und Menschenfresserei, Bruderhaß und Brudermord. Über sich und seine Selbstsucht und Eigenbrodelei hinweg. Hinauf zu himmelstürmender Größe. Und das brauchen die Heiden; das bringt ihnen der Missionar. Das oben erwähnte Buch hat Pater Buliard, O.M.J., zum Verfasser. Er hat eine Reihe von Jahren unter den Eskimos des Nordens gearbeitet. Hat das Banner des Kreuzes bis zum nördlichst bewohnten Punkt der Arktic vorgetragen. Mit ihm schafft eine Anzahl anderer Ordensbrüder. Sie teilen sich mit den Jesuitenpatres (in Alaska) in die Missionierung des hohen Nordens. Ein Teil der Spenden des Missionsvereins fließt in die armen Schneehütten dieser Männen und tröstet sie in ihrer erschreckenden Einsamkeit.

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. Oktober 1951, North Battleford, Sask. No. 1


# Dies und Das

**Der Rosenkranzmonat** ist wieder da. Mehr denn je gleiten wieder die geweihten Perlen durch die Finger; die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi ziehen in bunten Farbenspiel am betrachtenden Geiste vorbei. Das Herz wird erwärmt, der Wille angeeifert. Wie von selber erhebt sich der Blick zum Bild der Lieben Frau von Fatima empor. Sie hat ihr Wort dafür gegeben, Rußland zu bekehren und der Welt den Frieden zu schenken.

Eine riesengroße Belohnung für eine kleine Anstrengung! Als fast zu klein mutet sie uns an; fast unter unsrer Würde! Hätte die Rosenkranzkönigin dreimaliges Fasten in der Woche verlangt bei Wasser und Brot, es wäre der Mühe wert. Hätte sie verlangt, daß wir uns jede Woche zweimal geißeln wie die großen Büßer es getan, wäre es zu viel für die Abwehr eines neuen Völkermordens mit atomischen Waffen und bacteriologischen Gewaltangriffen aus der Luft? Aber so etwas Bitteres fordert die himmlische Jungfrau nicht. Sie besteht nur auf andächtigem Rosenkranzgebet und fröhlicher Buße aus Liebe zu Gott, so wie sie das tagtägliche Leben mit sich bringt. Keine klatschenden Geißeln will sie, sondern **großmütige Erfüllung der Standespflichten**; keine Außergewöhnlichen Strengheiten sondern **15 Minuten Betrachtung über Christi Leben und Leiden.**

Solch kleine Mittel und solch herrliche Wirkung! Man denkt dabei unwillkürlich an den Zweikampf des jugendlichen David mit dem ungeschlachten Goliath. Dieser wurde überwunden mit der Schlinge und einem Kieselstein aus dem Wiesengrund . . . verächtliche Waffen in den stolzgeblendeten Augen des großmauligen Riesen. Oder man denkt an Naaman, den Syrischen General, zur Zeit des Propheten Elisäus. Siebenmalige Waschung im Jordanfluß sollte ihm Heilung von zerfressendem Aussatz bringen. Er empfand es als eine Beleidigung. Seine Knechte mußten ihn von seinem Widerstand gegen solch eine Zumutung zu vernünftiger Nachgiebigkeit bewegen. Der demütige Gebrauch des geringen Mittels lößte das Problem, von dem Leben und Tod abhing.

Sollten nicht auch wir den Rosenkranz dankbar annehmen aus der Hand der Himmelsmutter? Schon beten ihn Bischöfe inmitten ihrer Diözesen auf dem Radio. Familiengruppen in Dörfern und Städten tauschen untereinander die Fatimastatue aus und beten abwechselnd bald hier bald dort den Rosenkranz. Viele Tausende haben vor Jahren das Gelöbnis des Familienrosenkranzbetens gegeben. Wie Pater Payton berichtet, zieht die Bewegung immer weitere Kreise. In 1951 hat sie ihre Wellenringe bis ans Gestade von Prince Edward Island getragen und von dort über den Atlantic bis nach England und Irland hinein. Bei unsern südlichen

Nachbarn (USA) wurde der Rosenkranz letzthin zu gleicher Zeit in 14 Staaten unternommen. Großer Fortschritt der Fatima-Botschaft! Werden aber auch alle, die ihre Unterschrift gegeben haben, auch ihr Versprechen halten? Werden sie das Rosenkranzgebet zu einer Lieblingsgewohnheit entwickeln?

In Portugal hatte sich der Rosenkranz, dank der Bemühungen der Söhne des hl. Dominikus, mächtig eingenistet. Nicht nur erhielt jedes neugeborene Mädchen den Namen: Maria -Heimsuchung, -Opferung oder -v d 7 Schmerzen; man betete den Rosenkranz wo man ging und stand. Die Entfernung von Ort zu Ort wurde von der Landbevölkerung nicht mehr in Meilen oder Kilometern angegeben sondern nach der Zahl der Rosenkränze, die man auf dem Wege erledigen konnte. Beweis genug, daß die Schwierigkeiten des Rosenkranzgebetes, obwohl groß, doch bei weitem nicht unüberwindlich sind. Man braucht nur die Bilder der Biblischen Geschichte zu Jesu Leben und Sterben vor sich hinzulegen, um genügende Sammlung und erbauliche Gedanken zu ermöglichen. Ehrliche Bemühungen in dieser Richtung werden sicher den gewünschten Erfolg haben. Und langsam wird man auch die umwälzende Wirkung des betrachtenden Gebetes an sich erfahren. Die große hl. Theresia von Spanien sagt in dieser Hinsicht: Versprich mir jeden Tag 15 Minuten über die ewigen Wahrheiten nachzudenken und ich verspreche dir die ewige Seligkeit. Ordensleute aber, die das betrachtende Gebet bis auf zwei Stunden ausdehnen, versichert sie: Ihr werdet staunen, mit welchem Lohn der liebe Gott eure Mühen bezahlt. Der Triumpf und Sieg der hl. Liebe Gottes in uns und in der Welt wird das Endergebnis des treuen eifrigen Rosenkranzgebetes sein. Kein Wunder, daß die Mutter Gottes sich so sehr um dessen Verbreitung in der Kirche bemüht. Es ist ein Schlag – **Ihr Schlag** – gegen Verweltlichung, Entkirchlichung, Entgeistigung und Entsittlichung der modernen Gesellschaft.

**Der Monat der Heidenmission**

Das Werk der Glaubensverbreitung ist katholische Aktion im besten Sinne des Wortes. Es ist eine Frucht der Mystik d.h. des Herzenseifers und der Christusliebe des gläubigen Volkes. Ein Gedanke, der es im Gange hält, ist die Erwägung der kulturellen Armut aller jener, die der wahren Kirche ferne stehen. Wie beachtenswert ihre rein natürlich-erdhaften Bestrebungen und Leistungen auch manchmal sein mögen, sie bleiben meilenweit hinter vollwertigem Katholizismus zurück. Die Kirche allein kann ihnen die Möglichkeit und Fülle alles zeilichen und ewigen Segens bringen.

Aber diese Erwägung ist nicht die Hauptquelle des Missionseifers. Der Hauptantrieb dazu ist die hl. Trauer und Erregung angesichts des weltweiten Skandales, daß Gott und Sein ewiger Sohn den Götzen hintangesetzt und mit Füßen getreten werden; die Sehnsucht, den Heiland überall geehrt und geliebt zu wissen; die hl. Freude, bei dieser Bekanntmachung Gottes in allen Himmelsrichtungen seine eigene geistig-körperliche und finanzielle Kraft einsetzen zu können.

Bei uns selber ruft der Klerus nach „Seelsorgsgefährten". Nach edlen Seelen, die einen Tag in der Woche ihre Sorgen und Mühen, Arbeiten und Leiden hergeben für die Rettung der Seelen. Das St. Augustinus Seminar in Toronto unternimmt gegenwärtig solch einen Feldzug in unserer Kanadischen Heimat. Das auswärtige Missionsfeld ruft nach „Hilfsmissionaren", die durch Gebet, Almosen und freiwillige Arbeit das Wirken der Stoßtruppen in der Feuerlinie verstärken. Solche sind die Förderer von Missionszeitschriften; die Sammler von Missionsbeiträgen; jene, die Spendungen machen in ihrem Testament für die Heranbildung eines einheimischen Klerus; die Jungen und Alten, die ihre Erholung und Freizeit opfern zum Aufkauf und zur Verpackung von Medizin und Verbandstoffen für die Missionsgebiete. Sie alle vollführen ein Werk der höchsten Gottes- und Nächstenliebe.

Haben all diese Bemühungen Erfolg? Der Hl. Vater hat uns am 2. Juni in einem Weltrundschreiben die Antwort auf diese Frage gegeben. Sein Rückblick auf die letzten 25 Jahre bestätigt die frohen Erwartungen aller Missionsarbeiter.

Die Missionsdistrikte sind in dieser Zeit von 400 auf 600 gewachsen. Die Zahl der Missionspriester ist von 14,800 auf 26,800 gestiegen, und die Menge der Neubekehrten von 14½ Millionen auf 28 Millionen.

All das trotz der schweren Zeiten und politischen Verwicklungen; trotz der feindlichen Gegenpropaganda, der Geldschwierigkeiten und kommunistischen Zeitströmung.

**Kampf gegen den Kommunismus** Treue im Familienrosenkranz und Mithilfe in der Verbreitung des Reiches Gottes sind der bestmögliche Beitrag eines jeden zur Vereitelung der höllischen Anschäge des Weltbolschewismus. Dieser ist die Gott- und kulturfeindliche Macht der Gegenwart. Mit erstaunlicher Tücke und Hinterlist hat er sich überall einzudrängeln gewußt; überall dort, wo irgendwelche Klagen und Beschwerden gegen die Schwächen der obwaltenden Ordnung sich kundtun. Nicht nur in Jugendbünden unter dem Motto der Freiheit und des Friedens. Nicht nur in Arbeiterverbänden unter der Fahne des Fortschrittes. Er ist in die Schulen und Universitäten eingedungen. Besonders den Kriegszustand zwischen Hitler und Stalin hat er weidlich ausgenutzt. Die damit geschaffene Lage kam ihm wie gerufen; sie stellte Rußland wie mit einem Schlag an die Seite der Verbündeten. Seine Freunde benutzten jede Möglichkeit, um sich in die höchsten Regierungsstellen hinaufzuarbeiten.

England hat im vorigen Jahre zwei hohe Regierungsbeamte entlassen und 32 andere „beurlaubt" oder auf weniger wichtige Posten verschoben. In U.S.A. ist die Zahl der „Verräter" ungleich größer. Wir haben wiederholt von der Auslieferung von Atomgeheimnissen an den Feind gehört. Das ist aber bei weitem nicht alles. Der Alger Hiß Fall hat wie ein Blitzlicht die ganze Gefährlichkeit der Lage aufgehellt. Alger kam wie Acheson von derselben Hochschule; machte, durch einflußreiche Freunde begünstigt, Riesenfortschritte nach oben. Hatte zuletzt in der Staatsverwaltung Zutritt zu den geheimsten Papieren. Diese photographierte er und schickte die Abdrücke nach Moskau! Roosevelt wollte es nicht glauben. Dem Sekretär, der ihm die Anklage unterbreitete, lachte er laut ins Gesicht und sagte ihm, er solle sich im Mississipi ersaufen. Truman wollte es trotz schwerster Beweise nicht glauben. Neun volle Jahre von Gerichtsverhandlungen hat es genommen, den Treulosen hinter Schloß und Riegel zu bringen. Und wenn Ager heut im Zuchthaus sitzt, so ist es nicht ausdrücklich wegen Vertrauensbruch und Hochverrat sondern wegen Meineid; die Regierung selber tut halt ihr Bestes, den wahren Sachverhalt zu vertuschen.

Und welche Rolle hat dieser Mann gespielt bei Gründung des neuen Völkerbundes in San Francisco sowie bei den Beratungen in Yalta und Potzdam! Ist es dir nicht aufgefallen, daß die Verhandlungen dort für Stalin immer so überraschend günstig ausgefallen sind? Zur Zeit, da sie geflogen wurden, konnte man es sich nicht erklären. Heute weiß man genau, wie es möglich gewesen ist. Alger Hiß, ein Freund Moskau's und rechte Hand des Präsidenten, hat überall in die Hände der Bolsckewiken hineingespielt. Er ist ein Wolf im Schafspelz gewesen. Und solcher Wölfe gibt es eine ganze Anzahl in der Amerikanischen Regierung und unter ihren Vertretern (z.B. auf den Konsulaten) im Ausland.

China könnte und würde heute im Lager der Vereinigten Nationen stehen, hätte man sich im Weißen Hause recht beraten lassen. Leider hat die Staatsregierung in ihrer China-Politik immer nur auf Freunde Moskau's gehört; auf Männer und Frauen, die mit Stalin sympathierten oder sogar als Agenten des Kremlin operierten.

Ja, der Kommunismus ist in unsern Tagen die Weltgefahr und wird es voraussichtlich noch lange bleiben, so wie der Halbmond von 626 bis 1685 die große Bedrohung Europas und des Christentums gewesen ist. Was sollen wir tun, um seiner Herr zu werden? Die Überwachung und Entlassung ist nur eine negative Maßnahme, eine Maßnahme der äußersten Notwehr. Zur vollen Überwindung des kommunistischen Krankheitserregers bedarf es einer Reform der Geister und der Herzen und die benötigt Gottes Gnade. So liegt es auf der Hand: Rosenkranz und Missionsarbeit sind die besten und unentbehrlichen Mittel zur Überwindung der bolschevistischen Weltanschauung und Eroberungsgelüste.

**Dankende Liebe** Der Herbst bedeutet fröhliche Erntezeit. Welch ein Segen doch alljährlich von Gottes Güte auf die Erde gestreut wird! In den Staaten rechnet man dieses Jahr mit beinahe 1 Billion bushel Weizen; 3,3 Billionen bushel Mais (corn); mit 16–18 Millionen Ballen Baumwolle. Die Rinderherden haben sich auf 65½ Millionen Kopf vermehrt. In Kanada freuen wir uns auf die Einheimsung der größten Weizenernte unsrer Geschichte (582 Millionen bushel).

Ist das nicht die alljährliche Erneuerung des Wunders der Brotvermehrung in der Wüste? Nur tausendfach erweitert und zu einem weltweiten

Schauspiel vergrößert? Ruft es nicht zur dankbaren Liebe auf. Wenn der Himmel wollte, er könnte die Menschheit aushungern in wenigen Jahren. 1916 war das schlimmste Rostjahr seit Menschengedenken. Der tödliche Staub wälzte sich alles verwüstend von Texas in die Weizengürtel des Nordens. Er zerstörte 200 Millionen bushel in U.S.A.; in Kanada noch 100 Millionen dazu. Nehmen wir an, die Plage würde sich einmal auf alle Kornkammern der ganzen Welt verbreiten und das in mehreren Jahren aufeinander. Sie würde allen Sterblichen den Hals zuschnüren; wir ständen bald vor leeren Brotkörben. Angenommen, der Kartoffelpilz würde zur selben Zeit wie in 1846 die Welternte vernichten. Oder wie 1867 in Algerien (Nordafrika) würden Heuschreckenheere sich mit hartnäckiger Dürre und späteren Überschwemmungen und allzufrühen Schneemassen im Herbst sich zu einer regelrechten Verschwörung gegen die Erdbewohner zusammentun. Wir würden bald wie jene Menschen das gefallene Vieh verzehren oder unsre eigenen Kinder.

Jede Ernte ist ein menschlicher Triumpf nach monatelanger Unsicherheit im Gambelspiel mit allen Gewalten der Natur. Oder ist sie nicht vielmehr ein Sieg reinster Gottesgüte über alle Bedenken Seiner zürnenden Gerechtigkeit? Der Mensch kann allerhand tun gegen Unkraut, Heuschrecken, Sägefliegen und anderes Ungeziefer. Aber wie beschränkt ist er gegenüber den Mächten der Trockenheit, gegen Rost und Frost, gegen Sturm und Hagel, gegen die ganze Wettermacherei! In diesen Dingen ist er ganz und gar dem Erbarmen Gottes auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Und Gott? Er offenbart seine Allmacht über uns hauptsächlich durch Schonung und Barmherzigkeit. Schauert Seine Gaben auf die Welt mit unerhörter Freigebigkeit trotz ihrer Sünden, ihrer kleinlichen Selbstsucht, ihrer empörenden Undankbarkeit, ihrer hartherzigen Knauserigkeit. Wir opfern einen bushel bei der Saat; Er gibt uns 20 oder 40 dafür zurück.

Und wie gebrauchen wir Seine Gaben? Wir sagen oft nicht einmal Dank dafür. Je mehr Er gibt, desto fahrläßiger werden wir gegen Ihn. Desto mehr glauben wir Ihn entbehren zu können. Beweis? Die Menschheit ist niemals lauer und gleichgültiger in der Religion als wenn sie in Reichtum und zeitlichen Gütern schwimmt. Und niemals ist sie hartherziger. Riesensummen verschwendet sie auf Genußmittel und Vergnügungen. Nur 3/4¢ von jedem $ verwendet sie für Werke der Barmherzigkeit.

Wie willst **Du** es machen, wenn nächstens für Heidenmissionen und Waisenhaus gesammelt wird? Wenn die Armen Europa's sich um dich drängen und dich mit großen Augen anflehen aus einem verhärmten Gesicht? Welch schreckliches Mißverhältnis zwischen Dank und Undank bei den zehn Aussätzigen des Evangeliums! (13. Sonntag nach Pfingsten). Einer von zehn! Sollte es nicht umgekehrt sein? Wäre die Welt nicht schöner und gesegneter, wenn überall neun von zehn Begnadigten dem Geber alles Guten ihren Dank entgegenjubelten?

P. J. Sch.

---

# Abendgebet

**Meines Wanderns müder Schritt / Senkt sich langsam nun zur Ruh', / Was ich stritt und was ich litt, / Segne, stille, decke zu . . .**

**Tröst' mit deiner Gnad' mich lind, / Nimm von mir, was Leid und Lust, / Und ich ruhe als dein Kind / Wieder rein an deiner Brust.**

Herbert Budek.

# Katholikenfeindliche Stimmungsmache auf dem Radio



Es handelt sich um boshafte Ausfälle gegen uns in diesem Spätsommer 1951. Am Sonntags-Vormittagslesungen auf dem Sender von Vancouver über die „Helden“ der Deformation. Sie bieten deren Lebensabrisse nach Darlegungen eines gewissen Buches von Willdozen(?). Der Verfasser der Vorträge bemüht sich um geschichtliche Genauigkeit in Daten und Tatsachen. Aber diese dienen nur als Gerüst, um die behandelten Charaktere als religiös-sittliche Führer und Wohltäter der Menschheit zu feiern. Irreführend im höchsten Grad!

Dieser Schlag gegen weltanschauliche Klarheit und theologisches Wissen wird auf die Spitze getrieben durch die Persönlichkeit und die ganze Art und Weise des Vorlesers. Seine Stimme ist mild, ansprechend und bezaubernd. Sein Ton geheimnisvoll wie man es gewohnt ist in den Radiodarbietungen der Detectivgeschichten; manchmal sogar sentimental wie in den soap-operas. Läßt keinen Zweifel in Beurteilung der Neuerer: sie sind die unschuldigen Opfer der Eifersucht und Voreingenommenheit eines barbarischen Zeitalters; mißverstandene Größen, deren die damalige Zeit nicht würdig war. Der Vortrag ist nicht kühl und unparteiisch erzählend sondern wirksam dramatisierend. Eindrucksvoll und verführerisch. Mitleiderweckend für die falschen Propheten, ihre gerichtliche Verfolgung durch Staat und Kirche, ihre endgültige Verdammung oder Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen. Das Ganze ist durchtränkt mit persönlicher Ehrfurcht und Bewunderung für jene „Helden“. Es macht die Herzenssaiten der Zuhörer mitschwingen; läßt sie fühlen, daß ihnen alle Beachtung gebührt. Durch jedes Wort aber zittert die stille Genugtuung, der katholischen Sache einen heftigen Fußtritt versetzen zu können.

So entpuppt sich die ganze Veranstaltung als eine geschickt angelegte Apologie (Rechtferti gung und Verherrlichung) des Protestantismus.

Als verkappter Anschlag auf die Unantastbarkeit und Unveränderlichkeit der objektiven Wahrheit.

Als Verwerfung des Katholischen Kirchenbegriffs.

Als hinterlistiger Angriff auf das oberste Lehramt und die Lehrautorität der wahren Kirche Jesu Christi.

Als skrupellos-boshafte Verteidigung des religiösen Individualismus (Religion ist Privatsache; nimm es wie du willst!)

Als ein plumper Versuch, arme, ahnungslose Nichtkenner für die Religionsmengerei des nicht-katholischen Lagers zu gewinnen.

Als eine kritiklose Erhebung der Irrlehrer auf den Sockel und ihre Eingliederung in dieselbe Reihe mit Moses und Christus und mit den wahren Erneuerern christlich-kirchlichen Lebens (St. Bernhard, Dominikus, Franz v. Assisi etc.).

Diese Absichten werden natürlich fein verhüllt und doch treten sie offen zutage. Denn **eine** Wendung kehrt am Schluße jeder Lesung unfehlbar wieder: sie (die falschen Lehrer) beriefen sich auf „Gottes Wort“. Der Vorleser bringt's heraus vorwurfsvoll und verdammend für die Katholische Seite; feierlich und triumphierend für sich und seine „Helden“, als verscheuchte diese Berufung jeden Zweifel über die Rechtlichkeit und Göttlichkeit ihres Standpunktes. Durch diesen Kunstkniff suchen sie ihre Meinung mit dem wahren und einzigen Sinn der Hl. Schriften zu identifizieren (gleichzustellen).

Sind sie dazu berechtigt? Stimmt ihre Auffassung mit Gottes Lehr- und Offenbarungsabsichten überein? Ist ihre Predigt wirklich Gottes Wort? Oder ist sie nichts als dumme Eigenbrödelei? Blinder Stolz? Anmaßende Rechthaberei? Blöder Eigensinn? Hartköpfigkeit und Verbohrtheit? Sinnlose Auflehnung gegen die gottgegebene Autorität?

Wir wissen genau, was es gewesen ist. Die damalige Kirche hatte Gottes Wort samt seiner geheiligten Auslegung durch alle christlichen Jahrhunderte. Die

Neuerer hatten Gottes Wort mit einer Erklärung, die sie hineinlasen, die aber in keiner Weise darin enthalten ist. Und so ist es heute noch. Für tiefblickende Menschen ist die Sache längst und endgültig entschieden. Was nützen uns die toten Schriftzeichen der Bibel ohne einstimmige und widerspruchslose Erklärung durch die Gesamtkirche? Der Bibeltext, der Willkür des Einzelnen überlassen, kann keine Klarheit und Sicherheit verleihen. Er zeugt nichts als grauenhafte Selbsttäuschung; er fabriziert einen Brei und eine Bräu, die wimmeln von Krankheitskeimen perkönlicher Illusionen.

Unverstandene Bibeltexte sind zu allen Zeiten der Unterschlupf gewesen für alles menschliche Ungeziefer, das den ungenähten Rock der kirchlichen Einheit zernagt hat. Sie sind die Mauer, hinter der sich unsre modernen Sonntagsschänder verstecken, die schwören auf den Sabbat und uns am hl. Sonntagmorgen mit dem Traktor und Dreschmaschine begegnen, wenn wir uns auf dem Weg zur Kirche befinden. Sie sind der Wall, hinter dem die Mormonen sich verkriechen; sie berufen sich auf Abraham, wenn sie sich mehrere Ehefrauen zulegen in offener Auflehnung gegen die Gesetzgebung des Neuen und Ewigen Testamentes. Sie sind die Verschalung für die Schlangenbändiger von Tennesse, die sich Giftnattern um Hals und Arme wikkeln und dabei als Beweis für ihre „Rechtgläubigkeit" den hl. Markus zitieren: „Sie sollen Schlangen aufheben und ihr Biß soll ihnen nicht schaden." (Und doch ist schon mehr als einer bei dem Betrieb zu schaden gebissen worden!) Sie sind der Tummelplatz für alle Sektierer und Religionsfabrikanten der Neuzeit auf allen 5 Kontinenten. Sind schuld an den 3 000 Splittergemeinden in Amerika; an den 1 339 registrierten Negerkirchen in Afrika. „Gottes Wort", nach Belieben interpretiert, ist die Brutstätte der 9 Sorten Mennoniten; der 21 Sorten Methodisten; der 22 Varietäten unter den Lutheranern; der 19 Klassen von Baptisten: Alte und neue gibt's unter ihnen; grobe und feine; allgemeine und besondere; farbige und farblose; weltliche und himmlische; getrennte und vereinte; offene und geschlossene; milde und strenge. Diesem „Gotteswort", das jeder nimmt wie er will, verdanken wir die holy shakers und quakers; the rollers und dancers; und nicht minder „the peculiar people"; the Muggletonians und the Gloria- und Halleluja Band.

**„Das letzte Wort hat Gott, Dessen Zeichen wir nicht verstehen."**

„Gottes Wort" ohne autoritative Festlegung seines Sinnes ist eine Illusion. Es führt in den Abgrund. Sogar der Teufel hat das Rezept der freien Bibelforschung ausprobiert, um den Erlöser selbst zu fangen, ist aber damit kläglich reingefallen. Es war bei der Versuchung in der Wüste. Er operierte mit Texten aus dem Alten Testament. Fälschte sie und verbarg dahinter sein christusmörderisches und gottwidriges Vorhaben. „Es steht geschrieben . . . ." Wollte damit den Heiland irreführen und in seine Schlinge locken. Wollte ihn zur Tollkühnheit verleiten, daß Er in blindem Vertrauen auf die Psalmen sich von der Tempelzinne in die Tiefe stürzte. Es wäre der einfachste Weg gewesen Ihn los zu werden. Es hätte die Aufrichtung der Gottesherrschaft auf Erden verhindert und seine Satansherrschaft verewigt. Jesus widerlegte und verbesserte Satan's Bibelforschungen mit andern Texten. So kreuzten sie die Klingen Schlag auf Schlag, in hartem Spiel und Gegenspiel; aber Christus blieb Sieger. Hat sich das nicht bei den Religionsverhandlungen mit Hus und Luther wiederholt? Christus, der allen menschlichen Verirrungen zum Trotz, 1500 Jahre in Seiner Kirche gelebt hatte, blieb Sieger. Und mit Ihm die Wahrheit!

Das Glaubensstarke Mittelalter hat in diesen Dingen klar geschaut. Daher seine unerbittliche Strenge gegen die Irrlehrer. Daher der Feuertod. Beides kann nur verstanden werden auf dem Hintergrund der mittelalterlichen Welt- und Lebensauffassung. Sie war die Verschmelzung der christlichen Gottesoffenbarung mit der Weltweisheit der griechischen Denker und mit dem römischen Rechts- und Staatsgedanken. Daraus erklärt sich die Straffheit und Zucht im mittelalterlichen Denken und seine unbarmherzige Strenge gegen Verbrecher an der Wahrheit und öffentlichen Ordnung. Fälschung des Evangeliums war jenen Menschen eine Majestätsbeleidigung Gottes, der in Seiner Kirche schafft und lehrt; es war ihnen Hochverrat am Volk, das um keinen Preis dem religiös-sittlichen Irrtum überlassen werden darf. Denn, wenn

die Wahrheit schwindet, worauf soll es seine Lebensführung, seine Erziehung und Sitten, sein Recht und seine Wirtschaft, seine Hoffnung für Zeit und Ewigkeit aufbauen? Auf Halbwahrheiten! Auf Falschheiten und irren Berechnungen! Auf den Ideen des Narrenhauses! Dies ist der Hintergrund des Feuertodes. Kein Staub durfte von solchen Hochverrätern und Majestätsverbrechern übrig bleiben; selbst ihre Asche wurde in den Fluß gefegt.




Die moderne entchristlichte Welt mit ihrem heidnischen Mitleidsdusel nimmt an solchen Dingen Anstoß. Aber wer hat schließlich Recht? Das Mittelalter mit seiner strengen Philosophie (Denk- und Gedankensystem), die das Wahre wahr nannte und das Irre falsch? Oder wir mit unsrer uferlosen Psychologie (Seelenkunde), die Sünde und Verantwortung ablehnt, alles durchgehen läßt und die Grenzen zwischen Licht und Finsternis verwischt. Die jedem Narren und Mistkäfer Beifall klatscht. „Wehe euch, ruft der Prophet Isaias (5, 20), die ihr das Gute bös nennt und das Böse gut; die ihr Licht mit Finsternis gleichstellt und die Finsternis mit dem Licht."

Die nicht-katholische Welt hat mehr oder weniger den Blick für diese Dinge verloren. Ihre Vertreter haben oft den allerbesten Willen, sitzen aber leider im Nebel und sehen die Sonne nicht, die hell und strahlend über dem Sionsberg der Katholischen Kirche leuchtet. Sehen auch nicht die hoffnungslose Verwirrung in ihrem eigenen Schoß. Haben sich verrannt wie böse Kinder und suchen das heillose Durcheinander hinter einer glitzernden Fassade zu verbergen. Vernon Johnson, der einmal selber als Anglikanischer Prediger in ihren Reihen stand, um später katholischer Priester zu werden, spricht von einem Zustand der Blindheit, der einen unfähig macht, die klare Logik (Folgerichtigkeit) der Tatsachen zu erfassen. So lange das bei ihnen der Fall ist, beschäftigen sie sich mit Fassadenbau. Hängen fleißig Vorhänge und Kulissen auf wie auf einer Theaterbühne. Meinst, du wärest im Hochwald, oder in einem herrlichen Schloß oder in den Bergen. Gehst du aber einmal selbst hinauf, um die ganze Spiegelfechterei auf ihre Echtheit zu untersuchen dann erwachst du urplötzlich zur rauhen Wirklichkeit.

Fassadenbau und-Stimmungsmache . . . das sind die sonntäglichen Gesänge bei den Protestanten; ihre Bibellesungen und Predigten über Gottes Vaterschaft und die Verbrüderung der Welt. Das ist auch das Vancouver-Programm über die „Helden" der Deformation. Dem Nichtwissenden klingt es schön und verlockend. Dem Klarschauenden ist es eine Fassadenmacherei.

P. J. S.

---

**„Was ich erschaue, weil ich Gott suche, will ich nicht wie ein Geiziger für mich behalten, sondern es als treuer Verwalter mit ihnen teilen. Mein Schauen werde zu ihrem Glauben."**

# Was beten wir daheim?

Das letzte Mal haben wir gesagt: Wir beten bei Tisch! Und zwar zweimal: Vor und nach dem Essen! Es darf dafür auch kurz sein. Ich fürchte aber, du selbst bist damit noch gar nicht zufrieden. Das Gebet bei Tisch ist dir selbstverständlich, aber die Gelegenheit, das Mittagessen, scheint dir noch zu wenig feierlich für eine so bedeutungsvolle Handlung, wie sie der Familiengottesdienst sein soll. Du meinst, es müssen dazu doch wohl auch noch einen anderen Anlaß geben. Und ich meine das auch. Und der protestantische deutsche Kulturhistoriker W. H. Riehl — ein prächtiger Mensch! Was hat er nur Schönes über die Familie geschrieben! — meinte es auch. Er schrieb vor bald einem Jahrhundert: „Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kind und Gesinde um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerkes ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des Hauses.“

Nun sagst du mir, der Mann habe wohl in seinen Verhältnissen leicht reden gehabt; woher aber die moderne Familie die Zeit zu solch gemeinsamen Morgengebet nehmen solle? Ich aber sage dir: Der Mann war damals Hauptschriftleiter einer großen Zeitung und später Universitätsprofessor, und solche Leute haben ihre Arbeit und müssen ihre Zeit einteilen! Auch seine Kinder, von denen eins auch ein berühmter Professor geworden ist, mußten eben damals auch frühmorgens in die Schule; und seine Frau und seine Dienstboten werden wohl auch ihre Arbeit gehabt haben, genau wie es in deiner Familie und in allen anderen auch sein wird. Ob nicht auch hier, wie in allen Fällen, das Wort gelten könnte: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg? Vielleicht käme es auf eine Probe an! Aber höre: der Vater sollte dabei sein, sonst zieht es nicht!

Und wenn ich nun auf den Abend komme, so weiß ich ja ganz gut, daß da die Schwierigkeiten am größten sind. Könnte die Familie am Morgen und beim Mittagstisch noch häufig zusammengebracht werden können: am Abend wird sich's meist nicht schikken wollen. Und doch ist der Abend grade die beste Zeit für das feierliche Familiengebet, weil da die Zeit am wenigsten drängt. Sag nicht vor dich hin: „Der hat eine Ahnung!“ Ich habe diese Ahnung wohl und weiß, daß du bald an diesem, bald an jenem Abend zur Stunde des Gebetes überhaupt nicht zu Hause sein wirst. Aber dann bleibt dir doch der Weg, daß du wenigstens an jenen Tagen an der abendlichen Familienandacht teilnimmst, an denen du dich dafür frei machen kannst; an den andern lässest du deine Lieben sie halten: ohne dich, aber für dich, und in geistiger Gemeinschaft mit dir. Und sie machen es ihrerseits ebenso. Dann wird sie immer gehalten: wenn die heilige Viertelstunde da ist, segnet das Familiengebet das Ende des Tages, dankt für Gnaden und sühnt die Fehler des Tages. Sollte es aber unterbleiben müssen wegen einer kirchlichen Andacht, dann ist es ja nicht ausgefallen, sondern aufgegangen im Familiengebet der Gemeinde.



Soll ich noch an die Zeit des Angelusläutens erinnern? Und soll ich nicht, damit sie hier wenigstens genannt sind (wir werden noch davon zu reden haben), die schönsten Stunden des gemeinsamen Familiengebetes andeuten: Den gemeinsamen Besuch der heiligen Messe und die gemeinsame Familienkommunion? Wieviel fehlt der Familie, die den gemeinsamen Gang zum heiligen Opfer und Opfermal nicht kennt!

Das ist nun der äußere Rhythmus des Familiengebetes. Das Leben ist aber kein Mechanismus; auch das Gebetsleben nicht. Wenn das Gebet einmal unterbleiben kann, ohne daß man darob ängstlich werden müßte, so wird es anderseits Tage und Anlässe geben, an denen es sich aufschwingen muß zur Feierlichkeit des Festgebetes. Das sind die Freudentage der Familie: Der Weih-

# Im Jagdgebiet des Gran Chaco

Der Hl. Vater Pius XI. wünschte im Jahre 1925 von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria die Übernahme eines Missionsgebietes am Pilcomyofluß in Südamerika. Der Regel gemäß ist ein Wunsch des Stellvertreters Christi für uns ein Befehl. Der deutschen Ordensprovinz wurde das neue Missionsgebiet anvertraut.

Es liegt im Gran Chaco, dem großen Jagdgebiet. – Hier jagen die Indianer nach der täglichen Nahrung; – die Geldmagnaten (besonders Nordamerikas) nach Bodenschätzen und Erdöllagern; – eine handvoll Missionare nach dem einzig notwendigen: der Rettung unsterblicher Seelen von Eingeborenen und Weißen, aller Rassen und Sprachen; nach der Ausbreitung des Reiches Gottes.

Wo Schätze gehoben werden, müssen Opfer gebracht werden. Je wertvoller die Schätze, umso sinnvoller sind die Opfer angebracht. Aber besonders dieses Land ist geeignet, Mühen, Lasten und Nöte von den Bewohnern abzufordern.

Karl May hat uns mit diesem Land in unserer Jugend vertraut gemacht. Wir staunten über die Weite des Pampas, die glühende Sonnenhitze und gewaltigen Steppenbrände; – die Urgewalt der Ströme, die sich nach Wolkenbrüchen und Schneeschmelzen bis 60 Km breit lehmgeschwängert dahinwälzen. Wir hielten den Atem an, wenn wir über die Indianerpfade zwischen Dorngestrüpp und Schlingpflanzen durch die Urwälder folgten. Wir lauschten den schönen Klängen des Urwaldlebens, sehen die Blumen- und Blütenpracht, – die Welt, in der die Indianer ihr altererbtes Stammesleben führten.

In unserem Missionsgebiet allein leben sechs verschiedene Stämme, darunter die Chulupis, Tubas und Guaranis mit zirka 30 000 Seelen. Sie führen noch ihr Jägerleben: unstet, voll Abwechslung und Abenteuer, voll Gefahren und Tücken. Sie suchen ihren Lebenssinn allein in Essen und Trinken, Rauchen und Jagen, Plündern und Kriegen. Furcht vor den bösen Geistern, Angst vor den Medizinmännern hält sie umfangen. Den wahren Gott, der die Welt erschaffen, erkennen sie nicht als Vater, sondern nur als Schöpfer, der sich um seine Geschöpfe nicht kümmert. Ihre Gerechtigkeit ist vom eigenen Vorteil bestimmt, höchstens noch vom Stammesinteresse. Die Frauen werden ausgebeutet und als Lasttiere behandelt; den ganzen armseligen Hausrat müssen sie schleppen und obendrein die kleinen Kinder, während die Männer unbeladen und stolz einhergehen. Mit dem Leben ist alles für sie aus.

Außer der Urbevölkerung finden sich Weiße in diesen Lande. Sie suchen die Reichtümer des Bodens flüssig zu machen, um Geld und Reichtum zu gewinnen. Darum hat das Land Bedeutung für die angrenzenden Staaten: Bolivien, Paraguay und Argentinien. Neben Holzfällern und Farmern, Ingenieuren und Arbeitern finden sich vor allem Soldaten dort. Kleine Festungen sind allenthalben zerstreut über das Land, wo 100 Km nur kleine Entfernungen sind. Wie die Eingeborenen kennen sie wenig von den Gütern des Christentums. Habsucht und Genußsucht sind die großen Triebfedern ihres Handelns. Die Sittlichkeit hat bei den meisten Schiffbruch gelitten, besonders bei den Soldaten (meistens Sträflinge). Die Würde der Indianerfrauen wird von ihnen noch mehr in den Staub gezogen: Mit Alkohol und blendendem

---

nachtsabend an der Krippe, der Jahresschlußabend (bevor die Fröhlichkeit des Glühweintrinkens anhebt!), der Tag eines glücklich vollendeten Familienwerkes. „Wir treten zum Beten vor Gott den Allmächt'gen." Aber auch die großen, schweren Tage der Familientrauer, die alle zusammenruft, die lange nicht mehr zusammengebetet haben, zum Gebet für das aus dem Kreis Geschiedene, das nun schon in das Familiengebet der leidenden oder triumphierenden Kirche einstimmt. Oder die Zeiten besonderer liturgischer Eindringlichkeit, der Advent, die Fastenzeit und Karwoche, der Marienmonat, die Allerseelenzeit! Die strahlen ihr Licht auch in die Familie hinein und möchten im Familiengebet ihren Widerschein finden. Immer soll die Familie Christus durch ihre Tage tragen, wie Christophorus getan, durch die Tage der Arbeit und die Tage der Ruhe.

Wie das gemacht werden kann, darüber ist seit Jahren schon viel Schönes gesagt worden; laßt uns ein andermal sehen, was wir da tun und wie wir beten können!

Land, aber auch durch brutale Gewalt. Berechtigte Empörung der Eingeborenen wird sogar mit Gewalt zurückgeschlagen. Wer könnte sie zur Rechenschaft ziehen in diesem unwegsamen Land, wo nur das Pferd und der langsame Ochsenwagen Verkehrmittel sind.

Dahin kamen 1925 fünf Missionare: drei Patres und zwei Brüder. Sie wollten im Gehorsam das Werk aufnehmen, das zwei Missionsgenossenschaften nach 5 bzw. 17 Jahren aufgegeben hatten. Mit Gottvertrauen begannen sie die Jagd auf die Seelen. Die Indianer zu gewinnen, war die Hauptaufgabe. Daneben galt es, die Siedler zu Gott zurückzuführen.

Grundbedingung für ein gutes sittliches, christliches Leben ist eine geordnete Lebensführung. Darum die dringliche Aufgabe, die Indianer seßhaft zu machen. Von der Regierung erhielten die Missionare Land und geringe anderweitige Unterstützung. In Fort Esteros entstand die erste Station. Zwei Jahre später wurde in der Nähe, mehr im Stammesgebiet der Chulupi-Indianer, die Mission San Leonardo gegründet. Muß für die tägliche Nahrung und um den Schatz irdischer Güter viel gearbeitet, geopfert und gelitten werden, so gilt das erst recht für die geistigen Güter der unsterblichen Seelen und der Ehre Gottes! Zehn Jahre mußten die Missionare Prüfungen und Enttäuschungen aller Art erdulden: Mißtrauen, Neid, Verleumdung und Vertreibung von seiten der Indianer und besonders einiger Offiziere. Hochwasser, Brand, Hitze und Kältewellen zerstörten die Kapellen, Schul- und Wohnräume, die Gemüsegärten und Apfelsinen- und Zitronenplanta-




**Maria mit dem Kinde lieb, uns allen deinen Segen gib.**

## Zu Maria

**Wir ziehn zur Mutter der Gnade,**
**Zu ihrem heiligen Bild.**
**O, lenke der Wanderer Pfade**
**Und segne, Maria sie mild,**
**Damit wir das Herz dir erfreuen**
**Und selbst uns im Geiste erneuern.**

gen. Der seit 1932 währende Chacokrieg brachte Teuerung, Not und neues Sittenverderbnis ins Land; zwang zu weiten Anfahrtswegen für Nachschub aus der Heimat an Sachgütern und Missionaren. – Eigentliche Erfolge waren keine zu verzeichnen, höchstens Kindertaufen in Todesgefahr. Doch die vielen Opfer riefen Gottes Erbarmen herab.

Als nach dem Kriege die Verbindung mit der völlig vom Heimatland abgeschlossenen Mission wieder aufgenommen wurde, sah man die Früchte! Das Missionsgebiet war verdoppelt worden! Vier Missionsstationen für Indianer und sechs Riesenpfarreien für die weitzerstreuten Weißen wurden von 17 Patres und 8 Brüdern, sowie Franziskanerinnen betreut.

San Leonardo (Esteros), eine Abtei im Urwald. Nur baut man hier mit weniger soliden Material, mit gestapftem Lehm. Das Dach ist mit Riedgras gedeckt. In dem 100 M langen Hauptgebäude liegen Kapelle, Küche, Speisesaal und die Wohnräume der Patres und Schwestern. Im anschließenden Querflügel ist die Schule mit dem Internat untergebracht. Hieran schließen sich die Zimmer der Brüder, die Werkstätten; wie Schmiede, Schlosserei, Wagnerei und Lichtzentrale. Unter der fachkundigen Leitung der Brüder werden hier junge Indianer zu guten Handwerkern herangebildet. Hinter der Mission liegt ein großes Feld, das in diesem Jahr (1950) eine klägliche Ernte verspricht. Im künstlich bewässerten Garten erntet Br. Widmann in reicher Fülle Salat und jegliche Gemüseart.

Vom Schmuckstück der Mission beim Bischofssitz in Mariscal Estigaribia heißt es: „P. Mock und P. Sebastian machten ein Stück Land urbar, und begannen mit dem Aufbau des Hauses; ein großer Backsteinbau mit Kapelle, Wohnung der Patres und der Kinder des Internates. Eine große Schule ist noch im Bau . . . Eine paraguayische Junglehrerin betreut die Schule und das Internat, in dem 66 Kinder wohnen, mit der Hingabe eines wahren Laienapostels. . . Hier hat P. Bastian den Indianern eine Art Freistaat gegründet, in dem 150 Guaranis wohnen. Es ist eine apostolische und zugleich soziale Tat, die hoffentlich bald noch mehr Indianer erfassen wird. Man muß einen Sonntagsgottesdienst in Santa Teresita miterlebt haben, um zu verstehen, was aus zerlumpten Urwaldkindern werden kann, wenn christliche Liebe sich ihrer annimmt."

Mit neuen Missionskräften: 2 Patres und 3 Brüdern, werden nach neuesten Berichten drei weitere Missionsstationen für Indianer aufgebaut unter unsäglichen Mühen in dem außergewöhnlichen Klima von 22 Grad Jahrestemperatur; Weihnachten wird's bis 40 Grad über Null!

Gerade durch die Schulen wird die Seelsorgsarbeit ermöglicht. Die Zahl der Taufen und Katechumenen ist stetig am Wachsen, wenn auch in ganz kleinen Zahlen. Es fehlt eine Gesamtübersicht. Das ist nicht entscheidend; dankesfroh anerkennen wir die selbstlose Liebeshingabe und herzliche Fühlungnahme unserer Patres und die vertrauensvolle Hinneigung der Eingeborenen an sie. Wo Vertrauen, ist bald Glauben; wo echter Glauben, da folgt auch die Tat, die Liebestat, die Hingabe an die Glaubensboten und den, der sie gesandt hat: Christus.

Riesenpfarreien mit 12–15000 Seelen haben andere Patres zu betreuen: Eine Großstadtpfarrei in Assuncion, Landpfarreien zu Monte Conciedad (mit allein 1300 Schulkindern), Villa Hayes und Castelli. Diese haben einen Gebietsumfang wie hier kleine Diözesen. Der Pfarrer muß seinen Schäflein nachreiten, um Gottesdienst zu halten, Sakramente und christliche Unterweisung zu erteilen, und besonders um Ehen zu ordnen. – In Mariscal Estigarabia, dem Sitz der Verwaltung, betreut Mgr. Vervoort eine Weißenpfarrei. Die Stadt ist wegen der neuentdeckten Erdöllager am Wachsen und im steten Aufblühen begriffen. So wird eine bessere verkehrtechnische Erschließung des unwegsamen Landes erwartet und eine bessere Verbindung mit den einzelnen Stationen und der Außenwelt ermöglicht.

Die Opfer, Mühen und Erfolge der wackeren deutschen Oblatenmissionare anerkannte die Missionsleitung in Rom durch die Erhebung des Oberen zur Würde eines Bischofs. Sein heißes Verlangen ist, daß immer mehr Priester, Brüder und Schwestern ihm zur Seite stehen mögen bei der Jagd nach unsterblichen Seelen; bei der Ausbreitung des Reiches Gottes durch Gebet und opferfreudige Glaubens- und Liebestat.

---

**Ein ruhiges Gemüt bringt seinem Leib Gedeihen; die Leidenschaft jedoch ist Wurmfraß in den Knochen.**

Bibel

**Ein weiser Sohn beachtet seines Vaters Mahnung. Der Spötter aber hört nicht auf den Verweis.**

Bibel

# Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

(Fortsetzung)

**Das Ende und Erbe des „Ewigen Reiches".**

Viele Dinge vom Ausgang des letzten Krieges werden einem erst klar, wenn man ins Alte Land reist und von Freunden und Verwandten tausend Einzelheiten hört, die von der Auslandspresse nicht erfaßt und berichtet werden können. Die Deutsche Wehrmacht hoffte nach dem Sturze Hitler's mit den Allierten Truppen vereint gegen Moskau zu maschieren und dem totalitären Terrorismus (Schreckensherschaft) in der Welt ein für alle Mal den Garaus zu machen. Hitler selber hatte stets vom Vernichtungskampf gegen Stalin geträumt und auf dieser Grundlage eine Verständigung mit Frankreich und England angestrebt. In Erwartung dieser Einigung hatte er auf die Vernichtung der Englischen Streitkräfte bei Dünkirchen und die Eroberung des Inselreiches verzichtet. Er fand kein Verständnis bei den andern. Hatte er durch seine oft wiederholten Treulosigkeiten deren Vertrauen eingebüßt? Wie dem auch sei: die Niederzwingung Rußlands wäre in Licht der gegenwärtigen Weltlage gewiß der beste Kriegsabschluß gewesen.

Roosevelt dachte leider nicht so weit. Hatte sich blind auf bedingungslose Niederwerfung Hitler's eingeschworen. Hatte keinen Sinn für die ehrlichen Bemühungen edelster Deutscher Männer, das Nazijoch von ihrem Volke abzuschütteln. Dachte nicht an die bitteren Fernwirkungen seiner kurzsichtigen Einstellung für Europa und die Welt. Stand unbewußt so starck unter dem Einfluß seiner Moskaufreundlichen Eleanor und kommunistisch gesinnten Beamten in der Staatsverwaltung (vgl. Algar Hiß), daß ihm die Unversöhnlichkeit der bolschewistischen Ideologie (Weltauffassung) mit seinen demokratischen Idealen niemals ins Bewußtsein kam. Er glaubte Stalin für die westliche Welt zu gewinnen; glaubte den Teufel bekehren zu können. Die Revolution in Rußland erschien ihm als berechtigte Selbsthilfe eines armen, unterdrückten Volkes; die Grausamkeiten, die sie mit sich brachte, als unvermeidliche Geburtswehen einer neuen Zeit. So beschränkte er sich in unverständlicher Kurzsichtigkeit auf die Zertrümmerung der Hitlerischen Streitkräfte.

Die Nazis setzten diesem Vernichtungsziel fanatische Wut und Verbissenheit entgegen. Wie schlimm es auch um den erhofften Endsieg stehen mochte: sie trösteten sich im Vertrauen auf die neuartigen Waffen, die die erwünschte Wendung herbei führen sollten. Eine davon, die Panzerfaust, bohrte sich in die Tankwände ein und riß sie in Fetzen. Die Schnorkel U-boote, voll staunenswerter Seetüchtigkeit, wiesen solche Verbesserungen auf, daß sie jedweden Abwehrmaßnahmen trotzen konnten. Das war die Wahrheit. Aber der Haken in der Geschichte war: sie kamen zu spät! Mitlerweile suchte man durch ein rabiates Schreckensregiment die Zucht und den Siegeswillen in Heer und Volk aufrecht zu erhalten. Ein Soldat, der sich im Wirrwarr der Schlacht von seinem Truppenteil verlor, wurde wegen Flucht vor dem Feind unbarmherzig am nächsten Telegraphenposten aufgeknüpft. Wohlmeinende Männer wie die Generäle Rommel und von Kluge, die auf einen Waffenstillstand hinarbeiteten, wurden mit tigerhafter Mordlust aus dem Weg geschafft. Die Zivilbevölkerung wurde mit Gewalt immer weiter vom Westen nach Mitteldeutschland verschoben. Widersetzte sie sich, dann wurden die Kanonenrohre in der Kampflinie auf sie und ihre Wohnquartiere gedreht und ihre Hospitäler und Gotteshäuser in Trümmer gelegt. So tobte zuletzt ein wahrer Bürgerkrieg zwischen der friedliebenden Bevölkerung und den Nazisturmscharen, die sinnlos auch die letzten Brücken zerstörten und ohne Rücksicht auf die Zukunft, Land und Volk mit sich in den Abgrund zu reißen suchten. So hatte es

Göbbels allen Ernstes über den Rundfunk angedroht.

Als schließlich doch alles verloren war und das „Ewige Reich" in Stücke ging, dachten die Missetäter nur noch daran ihre eigene Haut in Sicherheit zu bringen Hakenkreuzfahnen und Parteiabzeichen wurden massenhaft in die Flüsse geworfen. Uniformen wurden gegen Zivilkleidereingetauscht und im Dunkel der Bergstollen versteckt. Amtliche Papiere, die von Übergriffen gegen die Menschlichkeit strotzten, wurden haufenweise in Backöfen verbrannt. Die Hauptübeltäter, die im allgemeinen Durcheinander um ihr Leben fürchteten, flüchteten von der Stätte ihrer Grausamkeiten in ein fremdes Gebiet. Nur das rettete sie von der Rache ihrer Schlachtopfer, die sie jahrelang drangsaliert hatten. Nicht minder von der Rache der Eroberer. Denn die Amerikaner drangen bei Besetzung der Dörfer und Städte in alle Wohnungen ein. Wo immer sie belastende Beweise vorfanden oder irgendwelche Spuren der Hitlerei, wurden Türen, Fenster und Möbel rettungslos zerschlagen. Selig, wer in solchen Augenblicken äußerster Spannung auf ein Christusbild an der Wand hinweisen und erklären konnte: „Hier nix Hitler". Meine Angehörigen zeigten mit dem Finger auf ein Lichtbild von mir und sagten „Kanada"; es verwandelte die finstere Abneigung sofort in strahlende Freundlichkeit.



Eine Woche lang nach der Waffenstreckung herrschte in der Deutschen Heimat ein wildes Durcheinander und hilflose Bestürzung. Keine Regierung, keine öffentliche Sicherheit! Die hungernde Bevölkerung stürmte die Läden und Proviantverstecke und suchte sich so gut wie möglich durchzuschlagen. Die Sieger sorgten für Reinigung des Trinkwassers von Typhusgefahr und stellten aus Vertrauensmännern neue Stadt- und Polizeiverwaltungen her. Langsam kehrte die Ordnung wieder. Die Menschen erwachten langsam aus ihrem Stupor (seelische Benommenheit) und atmeten wieder auf. Allenthalben bildeten sich Arbeitskommandos wie von selber. Sie räumten den Schutt von den Straßen und entfernten die Trümmer von den Eisenbahnanlagen und suchten den Zugverkehr wieder notdürftig in Gang zu bringen. Dennoch weicht die Erinnerung an all das Erlebte nur ganz allmählich einer fröhlicheren Stimmung. Noch lange, nachdem Staub und Pulverqualm sich verzogen, zittert in den Herzen ein unermeßliches Wehe nach.

Die Sieger fingen natürlich gleich nach Besetzung des Landes an, sich für ihre Verluste zu entschädigen. Sie beschlagnahmteen die Bergwerke, die Fabriken, die Wälder. Schleppten alles fort, was irgendwelchen Wert für sie besaß. Ganze Nutzholzwaldungen wurden niedergelegt und in die Nachbarländer verschleppt, so daß die Schulkinder heut noch singen:

> Wer hat dich, du schöner Wald,
> Abgeholzt und dann verschoben? ...

Für das Deutsche Volk selber sind die Verluste an Leben und Eigentum zu ungeheuer als daß sie so bald vergessen werden könnten. In der West-Deutschen Bundesrepublik gibt es 1,6 Millionen Kriegsbeschädigte. Vom Jahrgang 1924 allein ist der vierte Teil der Männer gefallen oder vermißt. Von den Überlebenden ist die Hälfte nur teilweise arbeitsfähig. Die ganze Einbuße an Menschenleben ist ein solcher Aderlaß am Volkskörper, daß Sachverständige bis 1970 mit einem Rückgang der Volkskraft bis auf 40 Millionen rechnen. Mit der militärischen Niederlage sind naturgemäß wirt-

schafliche Wirren verbunden. Die Geldentwertung schritt voran mit der eisernen Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes. Ein so geschlagenes und zerschlagenes Volk verliert seinen Credit auf dem Weltmarkt. Die Schaffung einer neuen Währung wird zur unumgänglichen Notwendikeit. So kam eines Tages die Aufforderung, die alten Geldscheine gegen neue auszutauschen. Für 100 Mark in der alten Valuta erhielt der Eigentümer sechs neue Reichsmark. Es brachte zahllose Menschen über Nacht an den Bettelstab. Ihr Vermögen schrumpfte ihnen in der Hand zusammen wie ein Schneeball auf einem glühenden Ofen. Wahrhaftig keine Kleinigkeit für strebsame Naturen, die ihr Lebtag für sich und ihre Kinder jeden Pfennig zusammen gespart hatten. Die sich gar manches am Munde abgezogen, um eines Tages das Glück eines eigenen Heimes zu genießen und ihre alten Tage in Ruhe und Sicherheit verleben zu können. Eine Kette von mißlichen Umständen, allen voran die gewissenlose Politik einer machtberauschten Gaunerbande, hat ihnen das schöne Traumgewebe mit roher Hand aus einander gerissen.

Tiefe Enttäuschung entquoll der allzu gelinden Behandlung der Nazihäuptlinge. Langsam aber sicher kehrten diese Staats- und Volksverbrecher aus ihrer freiwilligen Verbannung wieder heim. Eines Tages erschienen sie plötzlich wieder auf der Bildfläche in Stadt und Land. Nahmen mit kaltblütiger Selbstverständlichkeit ihre Ämter, Geschäfte und ihr Eigentum wieder in Besitz. Redeten und handelten, als ob nichts geschehen wäre; als hätten sie niemals das geringste Unrecht getan; als schuldeten sie den Opfern ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht keine Silbe der Entschuldigung. Im Pfarrleben hätten sie sich wie der Zöllner im Tempel in die dunkelste Ecke verkriechen und immer wieder an die Brust schlagen sollen: „Gott sei mir Sünder gnädig." Stattdessen mischten sie sich dreist unter die Gläubigen mit einem dicken Gebetbuch unterm Arm. Besetzten wie der Pharisäer im Evangelium die vordersten Bänke und suchten, wie im Zivilleben, so in der Kirchengemeinschaft sich in führende Stellungen zu drängen. Vor einem hatten sie nur Angst. Es war der dunkle Schatten der Denazifizierung, der wie ein schwarzer Nachtvogel über ihnen schwebte. Aber da gab es Mittel und Wege ihn zu verscheuchen, oder sich seinen rächenden Krallen ungeschoren zu entziehen.

Unter Alliierter Oberaufsicht wurden Gerichte von Ehrenmännern zur Erledigung dieses Problemes eingesetzt. Sie hatten die Vollmachten der regulären Richter. Konnten die Angeklagten zum Eid verpflichten. Konnten Untersuchungen und Verhöre anstellen. Konnten Zeugen vernehmen. Was sie dabei erlebten, versicherte mir einer dieser Männer, war etwas so unerhört Trauriges, daß es ihn in den Teifen der Seele erschauern machte. Er und seinesgleichen blickten alltäglich in die Abgründe menschlicher Verkommenheit und Teufelei hinunter. Unwillkürlich faßten sie sich des öfteren am Kopf und fragten: Wie kann nur ein Mensch sich in solche Tiefen der Gemeinheit und Unmenschlichkeit verirren? Daß er aus sogenannten Patriotismus und zeitlicher Vorteile willen seinem Nachbarn zum Satan wird! Daß er einer armen Witwe die Brotkarte entzieht, weil sie die Parteizeitung nicht bezahlen will. Daß er einem treuen Christen, der aus Gewissensgründen sich dem gottlosen Staatssystem fernhält, allen erdenklichen Schaden zufügt. Daß er seinen Kindern den Weg zum höheren Studium versperrt. Seinen Söhnen die Beförderung auf der Eisenbahn untergräbt. Ihn selber das Familienhaupt, trotz Kränklichkeit ins Heer und an die Schlachtfront zwingt und in ein frühes Grab. Und nun, da er Rechenschaft geben soll von seinen schwarzen Taten, lehnt er jede Ver-

## Unser täglich Brot gib uns heute.

Von L. Hensel

**Gib mir heut' mein täglich Brot,**
**das Geheimnis deiner Liebe!**
**Groß wär' meiner Seele Not,**
**wenn sie ohne Nahrung bliebe.**
**Nimmer faßt ein Menschensinn,**
**Herr, die Größe deiner Liebe,**
**nimm zum Dank mein Leben hin,**
**all mein Sinnen, meine Triebe.**
**Und den Armen, die noch fern**
**draußen irren vor der Türe,**
**sende deiner Wahrheit Stern,**
**der sie zu der Hürde führe.**
**O, mich dauert ihre Not!**
**Irr gehn viele, tief umnachtet,**
**brich, o Herr, dein Lebensbrot**
**jeder Seele, die da schmachtet!**

antwortung für sie ab. Setzt vor Gericht und in der Öffentlichkeit die Miene eines christlichen Ehrenmannes auf. Welch unergründliches Geheimnis menschlicher Bosheit und Verbohrtheit! Es ist so alt wie die Menschheit selber. Nicht nur Hitler hat willige Henker und Mitarbeiter gefunden. Pontius Pilatus fand ihrer mehr als er bedurfte; und so Heinrich VIII von England und die blutige Elisabeth. Stalin findet sie heute noch, der Teufel findet sie Ehrlose Charaktere, die sich willenlos drehen wie die Wetterfahne im Wind. Schmutziger Eigennutz ist ihnen oberstes Gesetz im Denken und Tun.

Die Verbrecher aus der Nazizeit hätten für Lebenszeit aller bürgerlichen Ehrenrechte für verlustig erklärt werden sollen. Ihre Namen gehörten an den Pranger gestellt. Sie hätten auf eherne Tafeln eingegraben und auf allen öffentlichen Plätzen ausgehängt werden sollen, ihnen als unauslöschliche Strafe und allen kommenden Geschlechtern zur Warnung. Aber was geschah? Nur wenige erhielten die Strafe der Hochverräter. Die Denazifikationsrichter unterstanden in letzter Hinsicht dem Gruppengeneral der Besatzungsmächte. Ihnen mußten an jedem Monatsende die Untersuchungsakten zwecks Urteilsspruch vorgelegt werden. Die Verhandlungen waren auf einem Bogen Papier zu etwa 30 Fragen zusammen gefaßt. Als Entscheidende Gesichtspukte beim Endverfahren galten:

die Zeit des Beitritts zur Partei;
die Menge der Beförderungen und Ehrungen für „Verdienste";
der Austritt aus der Kirche.

Lange Mitgliedschaft, skrupellose Mitarbeit und Betätigung, Verrat am Christusglauben ballten sich stets zu einer schweren Belastung zusammen und endigten meist in empfindlicher Bestrafung. Das Fehlen dieser Hauptgesichtspunkte verhalf gar manchen Sünder trotz des Bösen, das er verübt, zur Freisprechung. Er trug nur die Kosten des Verfahrens und die konnte er noch dazu in der Inflationswährung abbezahlen. So entschlüpfte gar mancher Bösewicht den Maschen des Gesetzes. Lachte sich ins Fäustchen und trank sich eins drauf, daß er Polizei und Mitbürgern und Besatzungsbehörden einen schönen Streich gespielt.

Alles in allem hat die Hitler-Tyrannei wie ein schwerer Alpdruck auf dem Volke gelegen. Sie ist ein furchtbarer Sturm, eine wahre Revolution gewesen. Alles, was Gott in der Hl. Schrift als Wurzel der Sünde verdammt, Habsucht, Genußsucht und Ehrsucht, hat sie als Ideal auf den Schild gehoben. Das erklärt das Berückende und Bestrikkende an ihr für viele Kreise. Der erste Schritt zu einem Staatsaufruhr ist immer, die Gefängnisse und Zuchthäuser aufzureißen und deren Insassen auf die Mitwelt loszulassen. Diese übernehmen dann die Führung in der Terrorrisirung der gebildeten Kreise. Idioten und Verbrecher erlangen damit die Oberhand. Menschen die in ruhigen Zeiten wegen ihrer armseligen Begabung nie eine Rolle spielen konnten, nie eine gewinnbringende Stellung erobern konnten, treten jetzt auf einmal ins Rampenlicht der Geschichte. Erlangen damit die Fähigkeit Ämter zu bekleiden, Ehren einzusammeln und Geld und Reichtum aufzuhäufen. Ungebundenheit der Sitten wird für sündenlos erklärt: Ehebruch, Faustrecht, Verhöhnung Gottes und jeglicher Autorität.

Wie die Jakobiner es 1789 in Frankreich trieben, so machte es die Hitlerzunft 1933. Sie schmeichelte den rohesten Leidenschaften und wüstesten Begierden in der Menschenbrust. Alle Geilheit, Geldgier, kleinliche Rachsucht, die bisher in Schach gehalten worden war, trat auf einmal ungestört ins Freie und ergoß sich wie eine Schlammflut über das weite Land. Kein Wunder, daß die Bewegung so viele Schwächlinge in ihren Strudel hineingezogen hat. Gott sei Dank, daß der Spuk nur wenige Jahre gedauert hat! Hätte er sich auf den Schlachtfeldern durchgesetzt, wäre er der abendländischen Kultur und Religion zum Totengräber geworden.

Eine bedenkliche Verbitterung wirkt in Deutschland heute noch nach gegen die Landwirte. Mit dem Ende des Krieges brach für die Städte eine Hungerperiode herein; sie währte ohne Unterbrechung



bis Weihnachten 1949. Die Bauernhöfe wurden in all den Jahren von Hilfesuchenden förmlich überrannt. Ihre Inhaber waren willens zu geben, aber nicht für wertlose Geldscheine sondern nur gegen Darbietung seltener Waren oder Schmucksachen von dauerndem Wert. Hier lag die Ursache vieler Zusammenstöße.

Gar manche hatten halt keine persönlichen Freunde im Ausland und hatten darum nur Papiergeld für den Tauschhandel. Sie stießen mit ihren Bittgesuchen um Nahrung auf entschiedenen Widerstand. Es kam dabei zu bösen Wort und Handgefechten. In ihrer Not gaben Eheleute selbst den Trauring zum Pfand. Ein Pfarrpriester in einer gewissen Ortschaft erfuhr, daß einer seiner Bauern ein solches angenommen und bestand von der Kanzel auf Rückgabe desselben. Und siehe da, es wurden ihm zwecks Zurückerstattung nicht nur ein Ring ins Haus gebracht sondern ein ganzes Dutzend.

Diejenigen, die Liebesgaben aus Amerika erhielten, sahen sich in beneidenswerter Lage. Sie konnten Zucker, Kaffee, Zwirn, Schuhe, Kleider und Nähnadeln zum Tausch anbieten und erlangten damit stets die Erfüllung ihrer Wünsche. Freilich suchten sie auch ihre Kaufkraft zu strecken und schwindelten, wo sie nur konnten. So fand gar manche Bauersfrau eine dünne Schicht Kaffee im Paket über einem Untergrund von Erbsen. Oder sie entdeckte den angeblichen Zucker zur Hälfte mit Salz vermischt. Echter Zwirn erschien auf einer dicken Ladung Papier aufgetragen. Eine mir befreundete Landfrau lud mich zu einem Besuche ein. Ein Trunk echten Rheinweins in ihrem Haus sollte unsre alte Freundschaft erneuern und besiegeln. Die Gläser klirrten und wir setzten an. Aber siehe da, der vermeintliche Traubensaft war nichts als klares Brunnenwasser. Dabei erregte die Flasche mit ihrer Silberkappe und sonstigen kunstgerechten Aufmachung nicht den geringsten Verdacht. Die gute Frau hatte in der Hungerzeit ihre Hühner dafür hergegeben.

Heute ist nun Deutschland eine Demokratie. Leider verbergen sich unter dem Namen noch manche traurige Überreste aus der alten Zeit. Das Beamtentum hat noch viel Feldwebelmäßiges an sich in seinem Auftreten und Benehmen. Rang- und Titelwesen erfreut sich noch größter Beliebheit. Bei den Beamten gibt es viele Ober- und Unterstufen (z.B. Lokomotivführer) und wo möglich noch etwas dazwischen. Auch eine leise Sehnsucht nach Uniformen, Achselklappen, Abzeichen und Waffen zittert noch in vielen Köpfen nach.

Auf einigen Gebieten gibt es noch zu viel Polizeizwang, z.B. im Schulbesuch und Kinderimpfung. Was besonders peinlich berührt, ist das herrische und herzlose Sichgebahren der Priester an einigen Orten. Scheinen vom endlosen Jammer der letzten Jahrzehnte wenig gelernt zu haben. Gehen mit dem Knüppel unterm Arm in die Schule zum Religionsunterricht, um Kinderherzen dem Lamme Gottes zu gewinnen. Es mutet einen an wie ein Rest aus der Ära Friedrichs des Gr., der seine Soldaten zu verprügeln pflegte. Wissen sie nicht, daß solch eine Behandlung unheilbare seelische Wunden reißt und den Göbbels zum Erzfeind der Kirche gemacht hat? (So sagt man wenigstens hier in Amerika).

Die Volksschule hat wie vorher immer noch nur 8 Grade. Damit ist der Aufstieg zur Universität und den höheren Ämtern dem gewöhnlichen Volk zu sehr erschwert. Das Studium ist zu teuer und damit ist den ärmeren Kreisen die Weiterbildung verblockt. Das Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen" steht als leere Phrase auf dem Papier. Die höheren, gewinnbringenden Stellungen bleiben nach wie vor ein Vorrecht der besitzenden Klassen. Alles in allem eine sonderbare Demokratie. Die Zukunft wird zeigen, ob sie sich zum Ideal Lincoln's durchzusetzen vermag: Von dem Volk, mit dem Volk, für das Volk und zum Besten des Volkes. Gerade dieses Ideal braucht man im heutigen Deutschland und wir wünschen ihm die Verwirklichung desselben von ganzem Herzen.

---

### Die Jungfrau stirbt . . .

**Nach Ephesus ins kleine Haus**
**schickt Gott geschwind die Engel aus,**
**daß sie die Kissen weicher legen**
**und seine Magd mit Liebe pflegen.**
**In Ephesus im kleinen Haus,**
**da löscht' ein' feine Ampel aus,**
**und alle Engel tun sich plagen,**
**ihr warmes Licht zum Sohn zu tragen.**
**Zu Ephesus im kleinen Haus,**
**gießt sich die ganze Sonne aus,**
**und alle, die form Fenster stehn,**
**sehn lächelnd jetzt die Jungfrau gehn.**

Michel Becker.

# Einigung und Einheit um der Heiden willen

P. Josef Keller S. J.

Unaufhaltsam rast der Expreß durch die Wüste Arizonas. Es ist furchtbar heiß. Alle Fenster und Luken sind geschlossen wegen des feinen Sandes, den der Zug aufwirbelt. Trotzdem aber ist das ganze Innere des Wagens mit Sand bestreut.

Obgleich jeder der Reisenden genug mit sich selbst zu tun hat und sich mühe gibt, die Hitze zu ertragen, merke ich bald, daß ich beobachtet werde. Den Versuch zu schlafen, habe ich längst augegeben. So suche ich mich ein wenig abzulenken, indem ich nach den vereinzelt aus dem Sandmeer hervorragenden Kaktusstauden Ausschau halte.

Bewußt suche ich keine Verbindung mit den Mitreisenden, was ich gewöhnlich grundsätzlich tue. Durch meine große Müdigkeit und die Hitze glaube ich entschuldigt zu sein, mich zu betätigen. Die Fahrgäste aber dachten anders. Es dauerte nicht lange, so drängte man sich förmlich um mich. Alle drückten mir die Freude aus, mit einem katholischen Priester sprechen zu dürfen. Gerne stellte ich mich jetzt zur Verfügung.

DieReisenden gehörten den verschiedensten christlichen Spaltungen an. Besonders waren Anhänger der Methodist- und Presbyterian-Church vertreten. Katholisch war nur eine Dame. Bald war die Unterhaltung in lebendigem Fluß. Alle Schwierigkeiten, die Protestanten mit der katholischen Kirche haben, kamen zur Sprache. Hitze und Sand waren vergessen.

Jesus Christus und sein Werk, die heilige katholische Kirche, beschäftigte uns Tag um Tag. Dann kam mein vorläufiges Reiseziel, Chikago, näher. Als wir schon beinahe anfingen, unser Gepäck zu ordnen, sagte ich meinen freundlichen Mitreisenden das Folgende:

„Aus unseren Unterhaltungen erkannte ich mit großer Freude, daß Sie gläubige Menschen sind. Sie glauben an die Gottheit Christi. Sie lieben Christus. So ist es ganz klar, daß auch Sie ein großes Verlangen danach tragen, daß Christus der Heidenwelt verkündet wird. Darauf bezieht sich aber, was ich ihnen sagen möchte.

Die Heidenwelt wird aufgehalten, sich in großen Scharen Christus anzuschließen, weil sie die Christenheit gespalten sieht. Darum bitte ich Sie über Ihren Standpunkt nachzudenken und nach der Einigung und Einheit im Glauben zu streben, um der Heiden willen.

Wenn sie die fünf Tage, die wir hier in der Eisenbahn beisamen waren, noch einmal überdenken, dann wird es Ihnen zuerst zum Bewußtsein kommen, daß ich die Unterhaltung nicht begonnen habe. Zweitens werden Sie finden, daß ich während der ganzen Unterhaltung keine Fragen an Sie gestellt und noch weniger irgend einen Zweifel mit Bezug auf meinen katholischen Glauben geäußert habe. Drittens werden Sie erkennen, daß ich Ihnen meine heilige katholische Kirche nicht nur auf Grund von Buchweisheit geschildert habe, sondern aus meiner persönlichen Erfahrung bei den Völkern des Erdkreises. Überall, sagte ich Ihnen, fand ich meine katholische Kirche, die ich bis dahin nur aus Büchern kannte, im selben Glauben, in derselben Hoffnung und in derselben Liebe.

Die Organisation der katholischen Kirche ist eine in der ganzen Welt.

Das Opfer der katholischen Kirche ist eines in der ganzen Welt.

Das Glaubensbekenntnis der katholischen Kirche ist eines in der ganzen Welt.

DasGebet der katholischen Kirche ist ein und dasselbe in der ganzen Welt.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche ist eines. Es ist der Papst in Rom, den wir Katholiken seit 2000 Jahren Heiliger Vater nennen, weil er der Nachfolger des heiligen Petrus ist. Jeden Tag sehen wir Katholiken im Heiligen Vater in Rom verwirklicht, was Jesus Christus, unser Herr und Heiland, bei Cäsarea Philippi zum heiligen Petrus sagte:

Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du

immer binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein; und was du immer lösen wirst auf Erden, wird auch im Himmel gelöset sein. (Matthäus 16, 18 und 19.)

So wie Sie heute die katholische Kirche sehen, sagte ich ihnen ferner, ist sie seit 2000 Jahren. Verstecken spielen tut die katholische Kirche nicht. Im Laufe unseres Gespräches berührte ich die Tatsache, daß schon Papst Leo XIII. die Archive der Kirche in Rom für jeden geöffnet hat, der fähig ist sie zu benutzen.

Sie erinnern sich auch, daß wir die Tatsache berührten, daß unter den Christen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, seit Jahren Bestrebungen im Gange sind, die auf Einigung hinzielen. Sie fragten mich: „Weshalb beteiligt sich denn die katholische Kirche nicht an diesen Bestrebungen?"

Ich sagte Ihnen: „Da muß man unterscheiden. Die katholische Kirche ersehnt die Einigung der Christenheit, ja, sie muß diese Einigung ersehnen, weil in dieser Beziehung der Wille ihres Herrn und Meisters auch nicht den geringsten Zweifel läßt, daß er nur eine einzige Kirche will.

Aber auch die Kirche Christi würde nicht mehr Kirche Christi sein, wollte sie auf die Suche gehen nach einer Einheit, die sie seit 2000 Jahren besitzt.

In der Hellsichtigkeit für die Einheit der Kirche beschämt ja heutzutage sogar die Heidenwelt die Christenheit. Was schrieb denn der Botschafter des Volkes der Papaner seinerzeit an den Eucharistischen Kongreß von Manila?

Der japanische Außenminister schreibt:

„In dem Konflickt der Ideen,



**Christus unser König**

welche die Geister entzweien, weiß die Welt eine so umfassende und tiefgreifende Lehre wie die katolische zu schätzen. Zielt ja die katholische Lehre darauf ab, der menschlichen Einsicht eine feste Regel zu geben und den Frieden und die Einheit unter den Völkern zu fördern."

Eine solche feierliche Botschaft konnte in Rom nicht unbeachtet bleiben. Der Stellvertreter Christi, der Heilige Vater Papst Pius XI. erwähnt in seiner Enzyklika gegen den atheistischen Kommunismus die Botschaft mit den ehrenvollsten Worten. In dem päpstlichen Rundschreiben, das wie alle Schreiben dieser Art für den ganzen Erdkreis bestimmt ist, schreibt der Papst:

„Noch vor einem Monat hat ein angesehener, keineswegs christlicher Staatsmann des Fernen Ostens sich nicht gescheut, zu erklären, daß die katholische Kirche mit ihrer Lehre vom Frieden und von christlicher Brüderlichkeit einen außerordentlich wertvollen Beitrag liefere zur Festigung und Erhaltung eines segensreichen Friedens unter den Nationen."

# Der Brotsegen

Von Friedrich C. Meyer

Ein alter, schöner und sinnvoller Brauch, im deutschen Vaterland viel geübt: Der Brotsegen! Jedesmal, ehe ein neues Brot angeschnitten wird, zeichnet die Hausfrau auf die Unterseite des Brotes dreimal ein Kreuz. In vielen Familiengemeinschaften in Vergessenheit geraten, wird der fromme Brauch doch auch heute, besonders in ländlichen Bezirken, noch treu geübt, bevor vom neuen Brot genommen wird.

„Warum machst du das immer, Mutter?"

Es war der Morgen des ersten Oktobersonntags, des Erntedankfestes. Der alte Pfarrer hatte in der Predigt in besonderer und feierlicher Weise von der Bedeutung dieses Tages gesprochen, mit der alle Gottesgabe und besonders das Brot entgegengenommen werden sollte. Jetzt saß, sechs Köpfe stark, die Familie des Schreinermeisters Nolte rund um den blitzsauberen Kaffeetisch und eben hatte die Mutter das Brot aus der Trommel geholt und dreimal, wie immer, mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht. So geschah es seit Generationen in der Familie am neuen Brot. Die fünfzehnjährige Therese hatte, wenn sie gelegentlich einmal die Mutter vertrat, den frommen Brauch stillschweigend geübt, ohne eine Erklärung zu solchem Tun zu erbitten. Nun hatte Franz, der Lateinschüler, die Mutter beobachtend, interessiert die Frage getan.

Frau Nolte besann sich einen Augenblick. „Das ist alter Brauch!" gab sie dann freundlich Bescheid. „Der Herr Pfarrer hat soeben so schön von der Ehrfurcht gesprochen, von dem Dank, den wir Gott für alle Frucht aus Feldern und Gärten immer wieder schuldig sind! Der Brotsegen soll wohl beidem sichtbaren Ausdruck geben, der Ehrfurcht und dem Dank!"

„So ist es!" nickte Meister Nolte. „Und an ein anderes soll mit dem Brotsegen wohl fromm erinnert sein! Ihr wißt, daß Christus in Wort und Gleichnis und in manchem Wundergeschehen auf die besondere überragende Bedeutung des Brotes hingewiesen hat! Er wollte ja das Brot in einer Weise würdigen und heiligen, wie es nie einer Speise geschehen, als er es im Saale segnete und brach: Nehmet hin und esset: Dieses ist mein Leib! Da ward dem Brot die letzte und höchste Weihe!"

Die Mutter hatte unterdessen vom braunduftigen Brot geschnitten. „Ja, Kinder, daran auch soll uns der Brotsegen erinnern, daß, was uns wertvollste, tägliche Speise ist, im höchsten Sakrament uns als übernatürliche, heilige Nahrung der Seele am Gasttisch der Kirche gereicht wird! Darum hätte in den Familien unsere Vorfahren kaum je einer vom Brote gegessen, wäre zuvor nicht darüber das geheiligte Zeichen gemacht worden! Mit der schwindenden Ehrfurcht vor der kostbaren Gottesgabe ist leider auch vielfach dieser sinnige, schöne Brauch in Vergessenheit geraten!"

„Ja, es ist leider nicht ganz

---

**„Euer himmlischer Vater wird seinen Geist denen geben, die ihn darum bitten."** (Luk. 21, 13.)

**Es ist ein großer Unterschied zwischen einem schönen Geist, einem großen Geist und einem guten Geist. Der schöne Geist gefällt durch seine Annehmlichkeit; der große Geist erregt Bewunderung durch seine Tiefe; aber nur der gute Geist macht selig und glücklich durch seine Wahrheit und Treue. Stimmen Sie ihre Begriffe nicht nach den Begriffen der Welt. Verachten Sie, was die Welt Geist nennt, so sehr, als die Welt ihn achtet. Was man Geist nennt, ist eine gewisse Leichtigkeit, glänzende Gedanken hervorzubringen. Nichts ist eitler als das. Man macht sich aus seinem Geist einen Götzen wie eine Frau, die sich schön glaubt, aus ihren Gesicht. Man spiegelt sich in seinen Gedanken. Verwerfen Sie nicht allein diesen falschen Schein des Geistes, sondern auch die menschliche Klugheit, so ernsthaft und nützlich sie auch in die Augen fällt, um wie ein kleines Kind in die Einfalt des Glaubens, in die Reinheit und Unschuld der Sitten, in den Abscheu gegen die Sünde, in die Demut und in die heilige Torheit des Kreuzes einzugehen.** Fenelon.

zu leugnen", nickte Meister Nolte, „daß in der Nachkriegszeit, die uns manch' unschöne Zeiterscheinung bescherte, auch die gebührende Ehrfurcht vor dem Brote in bedenklicher Weise geschwunden war! So dürfen wir es dankbar begrüßen, daß heute der uralte Brauch der Erntefeste wieder gilt, daß am Erntedanktag immer wieder feierlich und würdig auf die Bedeutung, den hohen Wert des Brotes und der Feldfrüchte hingewiesen wird! Auch wir wollen uns heute am Erntedankfest der großen Danksagung eines ganzen Volkes anschließen. Gut in diesen festlichen Rahmen wird sich ein Erlebnis fügen, daran ich soeben bei dem Gespräch erinnert wurde, und das wohl des Erzählens wert sein mag!"

„Mein Großvater hat", begann der Meister Nolte, sich im Sessel zurücklehnend, „dieses Haus und die Werkstatt erbaut. Der biedergütige Mann, den ich deutlich noch in bester Erinnerung habe, ließ über die Türe die Inschrift setzen:

Des Hauses Grundstein: Ehrlichkeit!
Des Hauses Gast: Zufriedenheit!
Des Hauses Pulsschlag: Regsamkeit!
Des Hauses Krone: Gläubigkeit!

Ihr habt den schönen Spruch häufig gelesen und dürft ruhig glauben, daß er in diesem Hause immer gegolten hat.

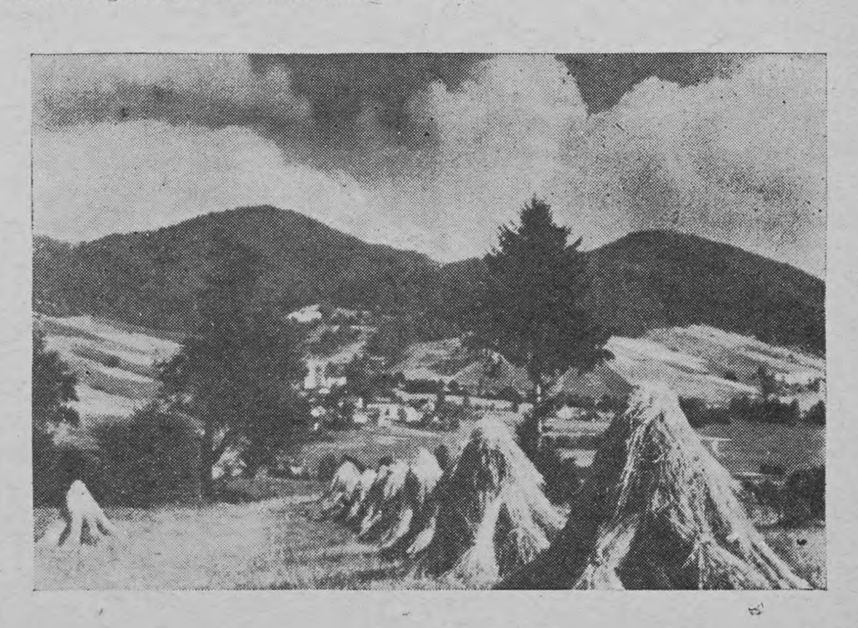
Schon früh hat die Werkstatt mich angezogen. Das Kreischen der Sägen, das Surren der Hobel, das Hämmern und Feilen: Mir war das alles sehr bald vertraute Melodie, und schnell stand bei mir fest, daß ich Schreiner werden wollte, wie der Vater und Großvater es waren. Es ist dann auch so gekommen und ich hab's bis heute noch nicht bereut.

Als mein zweites Lehrjahr begann und ich dem Vater, dem Großvater und den beiden Gesellen schon gut zur Hand ging, bekam der Vater unerwartet eine große Arbeit übertragen. Alle einschlägigen Arbeiten an mehreren Neubauten sollte er ausführen. Mit Feuereifer ging der Vater ans Werk. Da ein Termin vorgeschrieben war, reichten jedoch die vorhandenen Arbeitskräfte nicht aus. Der Vater war genötigt, zwei oder drei Gesellen einzustellen. So kam auch ein gewisser Franz Halfmann damals in unser Haus.

Der war ein noch junger, aber eigenartig mürrischer und verbissener Mensch, einer von denen, die ständig etwas zu nörgeln, zu bekritteln haben. Vielleicht hatte er viel Hartes schon erlebt, war ihm irgend so bitter Unrecht geschehen, daß er sich ständig nun feindselig behandelt glaubte. Seine Arbeit aber leistete er wie nur einer, das gewann den Vater, wie den Großvater für ihn. So blieb nichts, als sich mit seinen Eigenarten abzufinden.

Wie an manchem, so hatte er auch an den Speisen, die zu Tisch kamen, oft etwas auszusetzen, zu bespötteln. Die gute Mutter lächelte meist oder sie bewies ihm ruhig auch seinen Irrtum. Dennoch gab es manche Verstimmung und einmal kam es zu einem in unserm Hause ganz ungewohnten Auftritt.

Es war ein Sonntagnachmittag. Die Gesellen waren ausgegangen, der Vater zu den Bauten hinaus. Franz Halfmann nur saß mit uns Kindern am Tisch, und er war, das war uns allen deutlich, wieder einmal übelster Laune. Er murrte über dieses, spottete über jenes und als er dann die Mutter an einem frischen Brot den Brotsegen ehrfürchtig machen sah, lachte er plötzlich laut und herausfordernd. „Was soll der Spuck, Frau Meisterin? Ihr denkt wohl an wunderbare Brotvermehrung oder so ähnlich? Gebt Euch keine Mühe, Eure christliche Zauberformel gibt dem Brot kein Gramm mehr Gewicht!"



Die Mutter war zuerst wohl zu erschrocken, dem Gesellen eine gebührende Antwort geben zu können. „Ihr solltet Euch schämen, Franz, vor den Kindern so zu reden!“ sagte sie dann ernst verweisend. „Ihr kennt den Sinn des Brotsegens ganz genau! Warum sucht Ihr einen so schönen alten Brauch ins Lächerliche zu verzerren?“ – „Ich rede, wie es mir gefällt!“ erwiderte spöttisch lächelnd der Geselle. – „Aber nicht in Gegenwart der Kinder und in meinem Hause!“ sagte die Mutter erregt. – „Und ich lasse mir nicht von Euch den Mund ver-bieten!“ lachte der Geselle der Mutter ins Gesicht. „Ich red', wie ich denke!“ So ging es noch eine Weile hin und her. Dann wies die Mutter den Gesellen, hocherregt, wie ich die sanfte, gütige Frau später nie gesehen, habe, aus dem Zimmer.

Der Vater war, als die Mutter ihm am Abend berichtete, nicht weniger entrüstet. Vieles war dem Gesellen schon hingegangn, heute aber hatte er sich unverantwortlich benommen. Sollte man einen Menschen, der der Meisterin den schuldigen Respekt versagte, der altfrommes Brauchtum verhöhnte und die Gefühle verletzte, überhaupt noch im Hause dulden? Lange ging der Vater mit sich zu Rate. Aber da war die Arbeit an den Bauten; der Termin rückte heran und Franz Halfmann war, das muß gesagt sein, ein außerordentlich fleißiger, geschickter und zuverlässiger Geselle. Das wohl bewog den Vater zuletzt, von der Kündigung abzusehen. So gaben wir uns ins Unvermeidliche und vermieden es tunlichst, mit Halfmann, der sich absolut keine Mühe gab, den häßlichen Vorfall vergessen zu machen, zusammenzukommen. Kurz vor Abschluß der Arbeiten an den Bauten erkrankte Halfmann schwer. Der Vater wollte ihn sogleich ins Krankenhaus schaffen lassen, die Mutter aber, die sich für alle, die ihrer Obhut einmal anvertraut waren, heilig verantwortlich fühlte, wollte selbst die Pflege übernehmen. Der Vater, ob ungern auch, fügte sich zuletzt.

Ich achtete und liebte die Mutter sehr. Das ist natürlich und bedarf kaum besonderer Erwähnung. Damals habe ich die gütige Frau ehrlich bewundert. Wohl hatte sie den Gesellen auch in seinen gesunden Tagen, trotz seiner manchmal so üblen Aufführung nie zurückgesetzt, nie ihn Groll fühlen lassen. Den Kranken umsorgte und pflegte sie mit der Hingabe einer leiblichen Mutter. Manchmal, als es bedenklich um ihn stand, opferte sie die Nacht, an seinem Bett zu wachen und niemand war mehr erfreut, wie die gute Mutter, als endlich alle Gefahr für den Kranken vorüber war.

Das war schön und echt christlich gehandelt. Würde sie aber auch Dank haben von dem garstigen Menschen, die gute Mutter? Viel später erst haben wir Kinder verstanden, daß sie ja nicht um Dank und zeitlichen Lohn getan, was sie barmherzig an dem Gesellen übte.

Zunächst, als es der Genesung entgegenging, schien Franz Halfmann ganz der alte Nörgler und Spötter. Die Mutter aber blieb ruhig und freundlich und so konnte es dann zuletzt geschehen, daß Franz Halfmann, der tagsüber im Lehnstuhl in der Wohnstube ruhte, den Blick seltsam sinnend in die Ferne, oder wie in Staunen und Bewunderung auf die Mutter gerichtet hielt.

„Warum habe Ihr das alles an mir getan?“ sagte er einmal bedrückt. „Ich hab' es nicht so verdient!“ – „Eure Mutter ist weit!“ entgegnete die Mutter freundlich. „Mußte ich da nicht für sie sorgen und wachen!“ – „Meine Mutter ist früh verstorben! Ich habe sie kaum gekannt!“ – Einen Augenblick stand die Mutter schweigend. „Jetzt ver-

**Ein Danklied sei dem Herrn** für alle seine Gnade; er waltet nah und fern, kennt alle unsre Pfade; ganz ohne Maß ist seine Huld und allbarmherzige Geduld.

O sei zu seinem Lob nicht träge, meine Seele, und wie er dich erhob, zu seinem Lob erzähle; drum sei am Tage wie zur Nacht sein Name von dir groß gemacht.

Er ist es, der uns trägt in Händen und erwählet, der seine Huld nicht wägt, noch seine Gnade zählet; der seine Flügel um uns schlägt und uns darunter birgt und hegt.

Drum wirf die Sorge weg, laß allen Kummer fahren, wie enge gleich der Steg, wie viel des Feindes Scharen; dein Name steht in Gottes Hand, Gott liest und schaut ihn unverwandt. Gib dich in seine Hand mit innigem Vertrauen, sollst nicht auf eitel Sand ,auf echten Felsen bauen, ganz geben dich in Gottes Hut, und sei gewiß, er meint es gut. Guido Dreves.

stehe ich manches!“ sagte sie dann leise. „So habt Ihr viel entbehren müssen, Franz!“ – „Ihr seid mir seit Wochen ganz wie eine Mutter!“ sagte der Geselle nach einer Weile ganz ungewohnt mild. „Und ich war oft so boshaft, so häßlich ....“ – „Daran wollen wir nun nicht mehr denken, Franz!“ wehrte die Mutter. „Das ist alles jetzt vergessen und vorbei!“ Herzlich reichte sie dem Genesenden die Hand.

Die Genesung machte dann rasche Fortschritte und dann saß eines Tages Franz Halfmann zum erstenmal wieder mit in der Runde am großen Tisch. Wir alle freuten uns jetzt ehrlich darüber. Es gab kein Murren und Spötteln mehr. Bescheiden und freundlich saß Franz Halfmann im Kreis. Als die Mutter dann das Brot holte und sich anschickte, zum Brotsegen das Messer zu heben, bat Franz Halfmann sie plötzlich, ihm Brot und Messer zu reichen. Die Mutter seine Absicht wohl erratend, kam seinem Wunsche nach, und ganz feierlich und ehrfürchtig machte der Geselle – alles sah verwundert auf ihn – die drei Kreuzeszeichen auf die Unterseite des Brotes. Dann reichte er dankend der Mutter Brot und Messer zurück. Noch sehe ich den hellen Blick, den der Vater und Mutter tauschten. Der vordem sich nicht genug tun konnte an Spott und Lächeln über geheiligte Dinge und schönes Brauchtum, er hatte jetzt vor allen am Tisch den schönen Brauch geübt. Das war ein tapferes, mannhaftes Bekenntnis, das ich nie vergessen werde. Daß es auch eine heimliche Abbitte sein sollte, das haben damals wohl nur die Eltern verstanden.

Franz Halfmann ist dann noch manches Jahr in unserm Haus gewesen, von allen jetzt wohl gelitten. Er war des Vaters treuster Helfer und der Mutter war er mit Ehrfurcht und der Liebe eines Sohnes zugetan. Später ist er ein tüchtiger Meister geworden.

Es trifft sich gut, daß gerade heute, am Erntedankfest, das Bild jenes Franz Halfmann vor uns lebendig wurde. Der Blick auf den boshaften, spöttischen und nörglerischen Franz Halfmann soll uns abschreckend davor bewahren, die schuldige Achtung den Eltern, dem Nächsten und frommehrwürdigen Väterbrauch gegenüber je zu vergessen, soll uns auch mahnen, das geheiligte Brot und alle Gottesgabe immer dankbar und voll Ehrfurcht entgegenzunehmen, immer dem gütigen Spender aufrichtig dafür zu danken, nicht nur am Erntefesttag unseres Volkes. Der andere aber, der bessere Franz Halfmann, soll uns anspornen, einen begangenen Fehler mutig einzugestehen und, wenn wir uns vergaßen, mannhaft gutzumachen suchen, wie er es getan, als er für die Mutter den frommen Brauch des Brotsegens übte!“

# Die liebe kleine Helga

**Der Tag war lang, und der Tag war heiß.**
**Die Kinder lachten und spielten im Kreis,**
**Sie haben getollt, gerauft und gesprungen,**
**Sie haben so laut wie noch nie gesungen.**
**Der Tag war heiß, und der Tag war lang,**
**Die Mutter ist von dem Lärm fast krank,**
**Von ihren lauten und wilden Kindern,**
**Den kleinen, ungezogenen Sündern.**
**Und wie sie ein Weilchen noch steht und sinnt**
**Und niederschaut auf ihr ältestes Kind,**
**Wie müde die Hand übers Bettchen streicht,**
**Das Kind die Ärmchen zur Mutter reicht,**
**Da neigt sie ihr ernstes Gesicht und sagt:**
**„Helga, wie habt ihr die Mutter geplagt,**
**Ihr habt eure Mutter nicht lieb, mein Kind!“**
**Da sinnt die Kleine, dann sagt sie geschwind**
**Und muß ein ernstes Gesicht dazu machen:**
**„Wir haben die Mutti auch lieb, wenn wir lachen**
**Und wenn wir ganz ungezogen sind.“**
**Ein Tränlein die Wange herniederrinnt.**
**Die Augen sind groß auf der Mutter Gesicht.**
**Die neigt sich dem Kinde und hält es dicht**
**Und küßt ihm leise die Augen zu.**
**Der laute Tag geht in Frieden zur Ruh .....**

# Wozu haben wir die Sprache?

Christus der Herr heilte einen Taubstummen. „Und sogleich öffneten sich seine Ohren und das Band seiner Zunge ward gelöst und er redete richtig.“ (Mark. 7,35). Er hat vom Heiland ein großes Geschenk erhalten, das Gehör und die Sprache. Wir erfreuen uns von Kindheit an dieser Gaben. Wozu haben wir die Sprache?

1. Um Gott zu loben, ihm zu danken und ihn zu bitten. Die ganze Schöpfung lobt Gott, erkennt dankbar seine Vollkommenheiten und Wohltaten an. Selbst die unvernüftigen Geschöpfe tun das. Im 148. Psalm wird zum Lob Gottes aufgerufen: „Lobet den Herrn auf der Erde, ihr Ungeheuer und alle Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee, Eis, Sturmwinde, die sein Wort ausrichten! Ihr Berge und alle Hügel, ihr Fruchtbäume und alle Cedern! Ihr wilden Tiere und alles Vieh, ihr Schlangen und gefiederten Vögel“ (Ps. 148, 1–10). — Diese Geschöpfe loben Gott dadurch, daß sie seine Macht und Weisheit durch ihre Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit zeigen, wie jedes große Werk seinen Meister lobt.

Der Mensch soll diese natürliche Offenbarung Gottes erkennen und die Huldigung, die die unvernüftigen Geschöpfe nur durch ihr Dasein ausdrücken können, mit Jubel und Dank aussprechen. „Ihr Könige der Erde und alle Völker, ihr Fürsten und alle Richter der Erde! Jünglinge und Jungfrauen, Jung und Alt, sie sollen loben den Namen des Herrn; denn erhaben ist sein Name allein.“ (Ps. 148, 11–13.)

Aus unserer Hilflosigkeit fließt die Bitte um das, was wir für Leib und Seele brauchen; wir sind ja vor Gott nicht als Bettler, die aus sich nichts haben und von den Wohltaten leben. Die zahllosen Gnadenerweisungen Gottes fordern unseren Dank heraus. „Danket dem Herrn; denn er ist gut und in Ewigkeit währt seine Barmherzigkeit.“ (Ps. 117, 1.)

Wir können Gott nicht genug loben, wir können ihm nicht, wie er es verdient, danken. „Wenn wir Gott rühmen, wie weit reicht unsere Kraft? Denn er ist allmächtig über alle seine Werke. Der Herr ist schrecklich und überaus groß und seine Macht ist wunderbar. Preiset den Herrn, so hoch ihr könnt; er ist noch höher; denn seine Herrlichkeit ist wunderbar. Lobet den Herrn, erhebet ihn, soviel ihr könnt; denn er ist größer als alles Lob. Erhebet ihn und nehmt euer Kräfte zusammen, aber bemüht euch nicht zu sehr; denn er ist nicht zu erreichen.“ (Sir. 43, 30–34.)

2. Um uns mit andern zu bereden. Gott hat einst — es war im Paradies — zu den Menschen gesprochen, wie ein Vater zu seinen Kindern spricht. Dann, nachdem sie gesündigt hatten, hat er es getan durch die Patriarchen und Propheten. So geht die Überlieferung von Anfang an durch das menschliche Geschlecht — zuerst von Mund zu Mund, dann durch die Schrift, die nur eine dauernde Festlegung der Sprache ist. So geht die Überlieferung, die göttliche und die menschliche weiter.

Wenn der Prediger heute das Wort Gottes verkündet, wenn der Lehrer seine Schüler unterrichtet

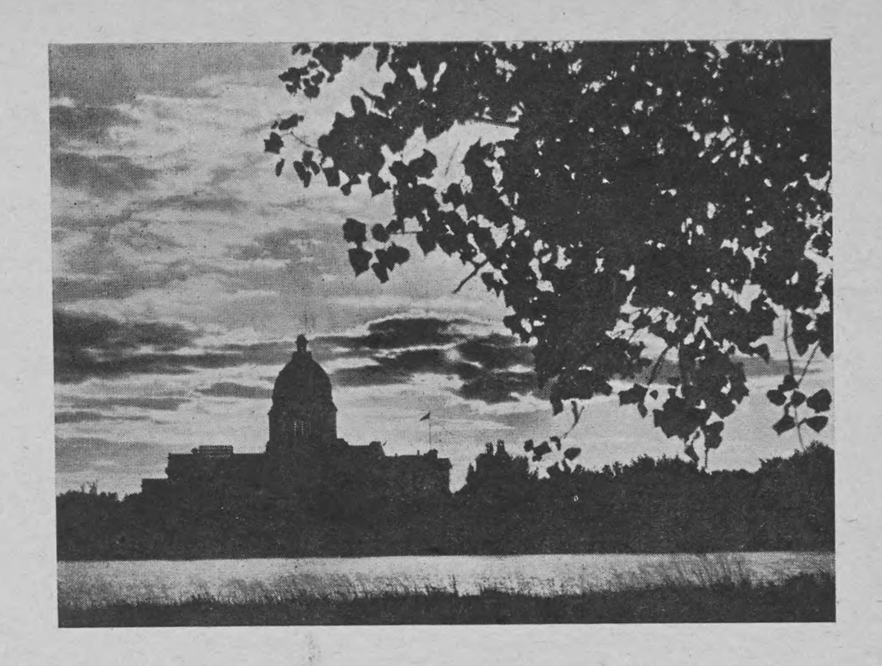
# Das „liebe” Brot

**So nannten unsere Vorfahren ihre tägliche Nahrung. Hie und da, doch sehr selten, kann man auch heute noch diesen Ausdruck hören. Es schwingt in ihm eine tiefe Ehrfurcht; Ehrfurcht vor dem barmherzigen Gotte, der das Brot wachsen ließ, Ehrfurcht aber auch vor der schweren menschlichen Arbeit, die dazu mithelfen mußte.**

**Dann kam eine Zeit, die das Brot nicht mehr zu achten wußte, weil es in der Regel leicht, bequem und sicher zu verdienen war. Schwere Zeiten haben uns inzwischen wieder dazu erzogen, dem Brote von neuem unsere dankbare, ehrfürchtige Liebe zu schenken, jene andächtige Liebe, die so deutlich auf den Gesichtern des Hausvaters und der Hausmutter nebenan zu lesen ist.**

**Ist es gleich, mit welchen Augen man das tägliche Brot ansieht? Ist es gleich, mit welcher Gesinnung man es ißt? O nein, ein Volk, das mit Ehrfurcht sein Brot ißt, wird auch mit diesem Brote wieder gesegnet sein. Die Frage ist einzig, ob wir alle schon diese Ehrfurcht wieder zurückgewannen.** J. H.

und durch die Lebensweisheit der Altvordern erzieht, wenn die Mutter ihr Kind auf den Schoß nimmt, ihm die Hände faltet und vom Christkind erzählt, wenn der Vater seinen Sohn mahnt und warnt — es ist das alles das lebendige Wort, von dem unser Geist, unsere sittliche Kraft und unser Gemüt lebt, wie unser Leib vom Brot.



Durch die Sprache sucht der Mensch Hilfe und Trost: so, wenn der Sünder vor dem Priester seine Sünden bekennt und von ihm losgesprochen wird; wenn der Kranke dem Arzt sein Leiden offenbart und von ihm beraten wird; wenn der vom Kummer Niedergedrückte, der von Zweifel und Ängsten Gepeinigte Worte der Beruhigung und des Trostes hört — so in tausend anderen Fällen der Not und Hilflosigkeit!

Durch die Sprache unterhält sich der Mensch mit anderen und kommt ihren Gedanken und Gefühlen nahe: wenn zwei Freunde miteinander reden, wenn abends die Familie daheim versammelt ist und Altes und Neues bespricht.

Nicht hat uns Gott die Sprache gegeben, daß wir andern und uns selbst Schaden zufügen durch unsere Zunge. Was wird nicht alles geredet im Zorn, in unreiner Gier, aus Klatschsucht, aus Leichtfertigkeit und Böswilligkeit!

3. Um die Wahrheit zu sagen. Ein schönes Beispiel der unerschütterlichen Wahrheitsliebe! Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, hatte mit Andreas Hofer für die Unabhängigkeit Tirols gekämpft. 1809 fiel er den Franzosen in die Hände und wurde vom Kriegsgericht in Bozen zum Tode verurteilt. Der französische Kommandant, durch das Flehen der Frau und der Kinder des Verurteilten erweicht, war bereit, ihn zu retten. Er verwarf das Urteil und ordnete eine neue Untersuchung an. Man drang in Mayr, er möge doch sagen, er habe die Proklamation nicht gelesen, die den Tirolern bei Todesstrafe gebot, die Waffen niederzulegen; dann werde er sicher freigesprochen. Doch Mayr hatte die Proklamation gelesen und wies darum diese Aufforderung fest und beharrlich zurück. Weder die Liebe zum Leben, noch das für Weib und Kinder schlagende Herz konnten ihn bewegen, sich zu einer Lüge zu verstehen, obgleich selbst seine Richter dieses wünschten und ihm die Lüge auf die Zunge legten. Er erklärte offen vor dem Kriegsgericht: „Ich habe das Papier wohl gelesen, aber nichts darauf gegeben und mich weiter gewehrt. Das ist die Wahrheit und dabei bleibe ich." So wurde er zum Tode verurteilt und am 1. März 1810 erschossen — als ein Märtyrer der Wahrheit.

Joseph Weigert.

---

### Gebet einer Mutter

**Wenn es im Plan Deiner Vorsehung liegt, mir noch ein liebes Kind ans Herz legen, so laß mich doch nicht durch Feigheit oder Selbstsucht Deinen Gedanken entgegen sein! Lieber Herr, vielleicht schlummert im ewigen Schoß Deiner Gottheit eine wunderbar schöne Seele und sie kann nur in diese Daseinswelt treten, wenn ich bereit bin, sie mit meinem Fleisch und Blut zu umkleiden. Ich sträube mich nicht, und ich sperre mich nicht: ich will gerne Deine heilige Türe sein, durch die Du Deine Gnade schickst zu den Menschen, die mir die liebsten und nächsten sind. Du hast sie mir gegeben; hilf, daß ich keines davon verliere.**

# Der Rosenkranz im Trommelfeuer

Vor Berry au Bac an der Aisne lag ich mit acht Mann, zwei Katholiken und sechs Evangelischen, vor dem französischen Drahtverhau mit dem Auftrag, denselben an zwei Stellen durchzuschneiden. Durch ein Versehen war uns nicht mitgeteilt worden, daß deutsche Artillerie aller Kaliber ein vierstündiges Trommelfeuer auf die erste Franzosenstellung geben werde. Und so hatten wir uns eben einen halben Meter weit in den französischen Drahtverhau hineingeschnitten, als hinter uns der ganze Horizont aufblitzte und im nächsten Augenblick ging vor und rechts und links von uns ein rasender Hagel von Geschossen nieder. Unverletzt erreichten wir neun einen kleinen Trichter von drei Meter Durchmesser. Eng aneinander gedrückt lagen wir,, und hielten uns einen Augenblick für gesichert.

Aber schon setzte das französische Sperrfeuer ein, und da die Entfernung zwischen den beiden vordersten Linien kaum vierzig Meter betrug, lagen wir jetzt genau in der Linie der deutschen und französischen Kurzgänger. Rechts und links und vor und hinter uns barsten Granaten aller Kaliber. Dreimal zischte ein französischer Blindgänger auf den Rand unseres Trichters, das drittemal so nah, daß der Karle, der am nächsten bei dem Einschlag lag, schrie: „Oh weh, mein Kopf." Zum Glück war es nur der Schrecken gewesen. Er war nicht getroffen. Dauernd takte ein französisches Maschinengewehr aus bombensicherem Stand über unseren Köpfen weg. Wir konnten unmöglich unsern Platz verlassen und mußten auf das Schlimmste gefaßt sein.

Längst glitt durch meine Finger der Rosenkranz, da stieß mich ein evangelischer Freiwilliger an und schrie: „Unteroffizier, bet' doch den Rosenkranz!" Und sofort beteten wir drei Katholiken laut in den Lärm der berstenden Granaten hinein: Gegrüßt seist du, Maria. Und bald beteten alle tastend mit und alle waren ruhiger geworden. Granate um Granate warf die weiße Kreide auf, so daß hunderte von frischen Granattrichtern wie Gespenster uns angrinsten.

Drei Stunden lang mischte sich unser Gebet mit dem Heulen der Geschosse. Da setzte das Maschinengewehr aus. Aber noch tobte das französische Sperrfeuer zwischen uns und unserem ersten Graben, in dem sich gar nichts regte. Sollte der Doppelposten, der sonst unsere Patrouillentätigkeit vom Graben aus sicherte, verwundet sein? Doch nicht lang haben wir Zeit zum Grübeln.

Das französische Artilleriefeuer setzt eben aus. Also zurück! Aber einzeln! Doch wer soll der letzte sein? Wer will der erste sein? Denn durch die vielen neuen Granattrichter war das Gelände so unübersichtlich geworden, daß wir unmöglich mit Sicherheit sagen konnten, wo der kürzeste Weg sei. Und im Augenblick waren auch schon alle unterwegs – nur heraus aus dieser Hölle und fort! Mit einem lauten: „Maria hilf!" suchte ich den Weg. Nochmals kurze Deckung, um mich zu orientieren. Dort muß die Stellung sein. Allerdings müssen wir da über den eigenen Drahtverhau wegsetzen! Hoffentlich gelingt es. Ein letzter mutiger Sprung, ein wütendes Zerren und Reißen durch den eigenen Drahtverhau und zum Teil kopfüber, waren alle neun im Graben, keiner verwundet, nur einige durch den Drahtverhau etwas zerkratzt. A l l e  n e u n  g e r e t t e t! Maria hat geholfen. Der Doppelposten war wirklich von einer Granate getroffen. Der eine lag tot mit zertrümmertem Kopf, der andere bewußtlos mit zerschmettertem Oberschenkel. S. in G.

— — — — — — — —

**„Was immer du mir bestimmt hast an zukünftigem Schicksal: nimm die Gnade, lieben zu dürfen, nie mehr von mir."**

---

### Zum Nachdenken

**Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf und tragen es ungeduldiger als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten dran, der viel zu klagen hat und alle Tage etwas anderes. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Aber, wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt und doch nicht fröhlich sein kann, und ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und ratet und helft ihm, wenn ihr könnet.**

# Wie der Teufel ein gutes Werk vollbracht hat.

Eine Geschichte von Reimmichl

„Vor jedem Hause liegt ein Stein, ist er nicht groß, so ist er klein", also lautet ein Sprichwort. Dieses traf auch beim Märkerbauern Xaver Hanselbach zu, nur lag dieser Stein nicht vor dem Hause, sondern im Hause selbst — er war auch nicht klein, denn er trug die Gestalt der Bäuerin, Barbl mit Namen. Es hatte nämlich der Xaver bei der Hochzeit weniger auf das Herz und Gemüt seiner Zukünftigen als auf deren Geldsack geschaut und so bekam er statt eines sanften Engels ein glühfeuriges Zankeisen und er hockte mit seiner Heirat statt in einem Rosengarten in einem Distelacker. Der Xaver war sonst ein friedliebender, zahmer Mann, der nichts unlieber hatte als Zank und Streit; aber wenn das Gekeife seiner Frau nimmer aufhören wollte, dann begann er schließlich auch zu sieden und in der Hitze verlor er die Goldwage, mit der er sonst seine Worte abzuwägen pflegte. Das Ende von den immer häufiger auftretenden Ehegewittern war dann, daß er seiner bösen Hälfte den nicht gar christlichen Wunsch an den Kopf schleuderte: „Wenn dich nur der Teufel holen tät!" — Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er; —

Und richtig kam er eines Tages, aber nicht freiwillig, sondern gezwungen durch den Kaminfeger Meister Rußmann von Weilheim, in dessen Schuhen er stand und auf dessen Schultern er saß.

Es war an einem Jakobitag. Rußmann hatte seines Amtes in Hanselbach gewaltet und war nur zur Hälfte fertig geworden. Denn weil er Jakob hieß, machte er heute zu Ehren seines Namenstages frühzeitig Feierabend. So oft Rußmann nach Hanselbach kam, hatte er sein ständiges Nachtquartier und die Kost beim Kronenwirt. Seine heutige Namenstagfeier beging er aber beim Traubenwirt, weil dieser auch ein „Jakob" war und an diesem Abende sich selbst und allen andern Jakoben aufwichste, das heißt, Freizeche gewährte. Die Feier wurde so gründlich, daß zum Schluß alle Jakobe noch einen Philipp an ihrer Seite erblickten. Als der Schwarzkünstler nach Mitternacht sein Quartier in der „Krone" aufsuchte, hielt er die Dorfstraße für einen Kamin, streifte bald links, bald rechts an den Häusern und kehrte alle Mauern ab. Beim Kronenwirt pochte er so stark an die Tür, als ob er einen Ofen zerschlagen müßte. Der Wirt, der schon längst in den Federn ruhte, schrie zornig zum Fenster heraus, was denn los sei. Die Antwort lautete: „Mach' auf, Kro – kro – kronenwirt, i bi – bins, der Ru – ruß . rußmann."

„So, du bist's, du rußiger Putz?" tönte es von innen zurück, „und wie mir scheint, firsternhagelkannonenvoll. Ich tu' nicht mehr auf. Geh' nur hin und schlaf' deinen Tuller dort aus, wo du ihn gekauft hast."

Klirr schlug das Fenster zu und der Kaminfeger hatte keinen andern Ausweg, als schwankenden Schrittes wieder zur „Traube" zurückzukehren. Hier war aber kein Licht mehr zu sehen und trotz alles Klopfens wurde nicht aufgemacht. Der Traubenwirt war allerdings noch wach, kehrte sich aber nicht an den Lärm des Rußmann, sondern brummte still vor sich hin: „Der rußige Bez gehört in die „Krone", dort ist sein Absteigequatier — soll nur in der „Krone" seinen Dampf ausrauchen lassen!" — drehte sich auf die Seite und blieb ruhig liegen.

Nun war das Vaterland in Nöten. Der Kaminfeger dachte hin und her, wie dem zu helfen wär'. Wie er dachte und sann, fiel ihm das Gemeindebackhaus in die Augen. In Hanselbach war nämlich ein allgemein zu benützendes Backhaus eingerichtet worden, wo jeder Bürger das Geschäft des Brotbackens selbst besorgen konnte. Weil der Backofen fleißig benütz und deshalb nie ganz kalt wurde, konnte von den Leuten viel Holz erspart werden. Das Backhaus war ein niederes Gebäude, dessen Dach ohne Gefahr sich ersteigen ließ. Wenn auch nicht durch die Tür, kam man doch durch den Kamin in den Bau und hatte ein Nachtquartier. Mit einiger Anstrengung kletterte der Rußmann auf den Giebel und rutschte dann mit berufsmäßiger



Gewandheit durch den Kamin in den Backofen hinunter. Zum Glück war dieser nicht mehr heiß, sondern bloß warm. Die Wärme tat dem Rußmann wohl, er legte sich, nachdem er sein Ränzlein unter den Kopf geschoben hatte, so lang und breit er war, hin und fiel in einen Bärenschlaf. Allein nicht lange sollte ihm die Ruhe beschieden sein.

Für diesen Morgen hatte Barbel, die Märkerbäuerin, zum Backen angerichtet.

Da Kathrin, die Magd, wegen Zanksucht der Frau vor einigen Tagen davongelaufen war, mußte die Barbel selbst das Geschäft des Backens besorgen, so ungern sie es auch tat. Darum zeigte sie, als sie in der Früh um 3 Uhr zum Backen aufstehen mußte, einen Humor wie eine Katze, die Senf geleckt hat. Ihr Schimpfen und Schelten war geradezu elementar. Alles mußte sich ihr Mann, der Xaver, nennen lassen: einen Fludrian, ein faules Leder, einen Kuckucksbauer der sich um nichts kümmere, einen Taugenichts und Habenichts, einen Weiberschinder usw. Endlich wurde der Psalm dem Xaver doch zu viel und er kam wieder mit seinem unfrommen Wunsch: „Wenn dich der Teufel . . .“; allein die wütende Frau fiel ihm in die Rede und schrie: „Ja,ja, wenn er mich nur holen täa' — aber dich dazu!“ — dann rannte sie keifend und fluchend fort zum Backhaus. Dort sperrte sie lärmend die Türe auf und schickte sich an, den Ofen zu heizen. Das Heizholz war schon am Abend gerichtet worden. Sie nahm ein Büschel Hobelreiser, zündete es an und warf es unwirsch in den Backofen, dann hob sie ein paar Scheiter auf, um dieselben nachzufeuern. In demselben Augenblick ertönte aus dem Innern des Backofens ein fürchterliches Fauchen und Pusten und zugleich schrie wild und hohl eine Stimme:

„Du Hexe! Du Malefiz! Wart', ich will dir . . .!“

Entsetzt blickte die Barbel in den Ofen, da kam beim Loch heraus eine kohlschwarze, feurige Gestalt — der leibhaftige Teufel.

„Alle Heiligen Nothelfer!“ kreischte die Frau, dann lief sie winselnd vor Angst und Schrecken aus dem Backhaus und die Dorfgasse hinab, indem sie in einemfort schrie:

„Der Teufel! Der Teufel!“

Der Rußmann, der aus dem Ofen gesprungen war und seinen Ranzen vermißte, glaubte, noch halb im Dusel, eine Zigeunerin habe ihm den Ranzen gestohlen und dann das Backhaus angezündet. Wütend rannte er der Fliehenden nach und lärmte:

„Wart, du Laster! Wo hast du meinen Ranzen?“

Frau Barbel in ihrer Höllenangst verstand aber:

„Halt, Kalfakter! du mußt in mein' Ranzen.“

Noch eiliger flog sie dahin und meinte jeden Augenblick, daß ihr der Teufel ins Genick greife. An der Schwelle ihres Hauses brach sie halb ohnmächtig zusammen und heulte:

„Xaver, schnell, schnell! — Der Teufel! Der Teufel!“

Erschrocken kam der Gatte herab, und eine Minute später erschien der Rußman auf der Bildfläche. Da klärte sich der Handel alsbald auf. Die beiden Männer schüttelten sich vor Lachen, Frau Barbel aber heulte noch gräßlicher.

Gebacken wurde am selben Tage nicht mehr. Frau Barbel mußte sich zu Bett legen, denn sie verfiel in ein Fieber und hatte in ihren Phantasien böse Kämpfe mit dem „Schwarzen“ durchzufechten. Als sie endlich nach mehreren Tagen wieder gesundete, war eine wohltätige Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie war nicht mehr das alte Zankeisen, sondern hatte sich in eine lampelfromme, sanfte Frau verwandelt. — So konnte sich der Teufel, das heißt sein unfreiwilliger „Stellvertreter“, auch einmel eines guten Werkes rühmen.

— — — — —

**Mich auch hdg.**
**Um Rosen zu pflücken,**
**ging ich hinaus,**
**ihr Bildchen zu schmücken**
**mit duftendem Strauß.**
**Da war es, als spreche**
**jed' Röslein am Staudh:**
**„Für Maria, o breche**
**mich auch! Mich auch!“**

Heinrich Opitz

# Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



Fortsetzung

„Bis ich guten Ruf und Ansehen hab. Vielleicht kehr ich schon früher heim. Wenn ich hör, daß die Leute nichts mehr Ungutes von dir reden, komme ich gleich."

„Aber auch, wenn du hörst, daß ich krank bin, mußt du kommen. Agnes, du wirst mich doch nicht ganz verlassen?"

„Nein, nein, gewiß nicht. Sobald du mich notwendig brauchst, bin ich da. Ich werd dir oft schreiben und für dich beten, und denken tu ich jeden Tag an dich."

Nun mußte er abermals weinen; er war ein schwacher Mann. Dem Mädchen aber kam ein großes Erbarmen, es suchte ihn mit vielen zärtlichen Worten aufzurichten, sprach ihm jedoch auch warm zu Herzen, daß er recht auf Haus und Hof und besonders auf seine Ehre schauen möge. Er versprach alles Gute.

Einen viel ärgeren Sturm als beim Vater entfesselte die Nachricht von Agnesens Weggehen bei der Base Ploni. Zuerst kapitelte sie das Mädchen herunter, es wäre das leichtfertigste Ding auf Gottes Erdboden und wolle nur in der Welt herumflattern wie ein grüner Zeisig; aber es solle nur aufpassen, daß es sich nicht die Flügel verbrenne oder gar in eine Falle hineintappe und von der schwarzen Katze gefressen werde. Dann rückte sie über den Bauern her, was denn er für ein Waschlappen und Rabenvater sei, der sein einziges Kind wie einen Zwanzger durchs Land zigeunern lasse; und wenn er glaube, daß jetzt sie und der Zyper die doppelte Arbeit machen würden, schneide er sich tief in die Finger; er habe seine Speckseiten lange genug an der Sonne geräuchert und möge jetzt einmal seine eigene Krippe einspannen. Schließlich kam sie auf den Pfarrer, und über den wetterte sie am ärgsten. Die Weihe ausgenommen, sei er just in einen Hennentrog hinein gut genug. So ein Kerzenröster, der eine Währwoche lang an einer Messe herumpackle, so ein Langweilkrämer, der mit seiner Predigt die halbe Kirche zum Schlafen und die Heiligen an der Wand zum Gähnen bringe. Von seinem Gesang gar nicht zu reden, da plärren eh' die Küh' im ganzen Dorf, weil ihnen die Ohren wehe tun. So ein Vaterunserhuster, der soll zuerst seine eigenen Sachen besser lernen, bevor er anderen Leuten in die Stube hineinregiere; dem werde sie noch einmal einen Vers aufsagen, an dem er zu kopfen habe, bis ihm das letzte Haarl ausgefallen sei. So tobte das Element beinahe eine Glockenstunde fort, dann hörte der Sturm plötzlich auf und ging in ein stockendes Wetter über. Die Ploni redete mit keinem mehr ein Wörtlein und machte ein Gesicht, als ob sie mit einem Stationsjuden getauscht hätte. Als Agnes zwei Tage später Abschied nahm, sagte ihr die Base Ploni kein „B'hüt Gott" und reichte ihr nicht einmal die Hand.

Das Scheiden von der Heimat und vom Vater kam dem Mädchen doch schwerer an, als es geglaubt hatte. Es wollte keine Tränen sehen lassen, da aber der Vater wie ein Kind weinte, brach es auch in ein heftiges Schluchzen aus. Gern hätte der Reimann seine Tochter eine Strecke weit begleitet; er mußte aber davon absehen, um beim Sigreit keinen Verdacht zu erwecken. So ging der Zyper mit der Agnes bis zur Eisenbahn und trug ihr den Korb, in den ihre Habseligkeiten hineingepackt waren. Das neue, dunkelblaue Festtagskleid hatte sie daheimgelassen.

Auf dem Wege sagte der Zyper:

„Du, Agnesl, gelt, zu Allerheiligen oder um

Weihnachten kommst du heim auf Besuch?"

„Nein, so schnell komm' ich nicht", erwiderte das Mädchen.

„Dann fahr ich zu Weihnachten ins Pustertal und besuche dich."

„Nicht, Zyper, ich bitt dich, nicht! Es ist besser, wenn ich einmal ganz allein bleib."

„Du fürchtest dich wohl, ich könnt mit meiner Schönheit deine Figur in Schatten stellen."

„Geh, hör' einmal auf mit diesen Dummheiten. Auf die auswendige Schönheit bei einem Menschen kommt's nicht an, sondern auf die inwendige."

„Meinst du, daß ich auch inwendig einen Buckel hab?"

„Zyper, du hast einen gescheiten Kopf und ein gutes Herz. Wenn du ein bißchen anders tun würdest, wärst du angesehen und geachtet bei den Leuten. Ich tät dir's wünschen."

„Hahaha, angesehen und geachtet! Und wie soll ich denn nachher tun?"

„Ein bißchen gestandener und ernster mußt du sein."

„Nein, nein, in so einen Schraubstock hinein paſſ' ich nicht. Es tät auch wenig helfen. Ansehn und Achtung sind nichts für mich. Ein Mensch, wie ich, wird immer nur verachtet. Wenn ich so gestanden und ernst wäre wie ein Kirchenvater, die Menschen würden mir doch nur die Gabel zeigen und mich auslachen. Da halt ich lieber die Menschen für Narren und schau, daß ich sie auslachen kann."

„Du tust auch mich für'n Narren halten, gelt?"

„Nein, Agnesl, dich gewiß nicht. Mit dir mein' ich's redlich. Weißt, ich hätte dich nur deswegen gern besucht, damit ich sehen kann, ob's dir wohl gut geht und ob ich dir nicht helfen muß. Wenn's dir unlieb ist, komm ich nicht. Aber gelt, schreiben tust du mir, wenigstens einmal, und berichtest mir die Wahrheit, wie sich das Leben in der Fremde anläßt und ob dich die Menschen nicht übel behandeln. Wegen uns daheim brauchst du keine Sorgen zu haben. Ich schau zu deiner Sach, als ob's die meinige wär, und auch auf den Vater will ich ein bißchen Obacht geben. Wenn dir irgend etwas fehlt, tu mir's zu wissen, und merk dir, auf den Zyper kannst du dich verlassen."

Er hatte fast innig gesprochen; das reute ihn aber gleich und er sagte wieder spaßhaft:

„Jetzt, Agnesl, tragst du dir deinen Korb selber und ziehst allein deines Weges. Wer eine so große Reise vorhat, darf nicht alleweil dem Vetter am Strumpfband hängen."

„Gehst du nicht mit mir bis zum Bahnhof?" fragte sie.

„Nein, ich darf nicht — wegen meiner Ehre und meines guten Namens. Du könntest beim Abschied gar zu stark weinen, und die Leute würden glauben, du seiest in mich verliebt . . . Geh, sei nicht böse. In meiner Gesellschaft würdest du da unten keinen großen Staat machen. Leb jetzt recht wohl und vergiß nicht, wenn der Eisenbahnzug über den Markt hinausgefahren ist, auf der linken Seite beim Fenster herauszuschauen — aber gewiß!"

Er drückte ihr fest die Hand, dann eilte er in der gleichen Richtung, aus der sie gekommen waren, davon; das Mädchen schaute ihm verwundert nach.

Eine halbe Stunde später dampfte der Zug, mit dem Agnes fuhr, unterhalb der Station durchs freie Feld. Agnes stand links am offenen Fenster. Da tauchte plötzlich der Zyper am Bahndamm auf, schwang mit seinem langen Arm stürmisch den Hut und schrie mit ganzer Lungenkraft: „Viel Glück! Viel Glück! Viel Glück!" Freundlich winkte ihm das Mädchen zu, so lange es ihn sehen konnte. Der Zyper jedoch setzte sich am Bahndamm nieder und starrte den halben Tag nach der Richtung, in der der Zug entschwunden war.

## Drittes Kapitel

### Wie eine alte Frau an einem Mädchen herumregiert und zuletzt selbst regiert wird

Auf dem Bahnhof zu X. im Pustertal, von wo man drei Stunden nach Niklasen zu gehen hat, wartete ein etwa fünfzigjähriger, breitschulteriger Mann in weißen Hemdärmel, mit einem Korb auf dem Rücken. Sein gutmütiges Gesicht war von fuchsgrauen Bartstoppel überwuchert und hinter der dunkelroten Nase lachten zwei blaue Augen. Als der Nachmittagszug einfuhr, spitzte der Mann geierscharf nach den Wagen, in seinen blauen Augen malte sich jedoch zunehmende Enttäuschung und er murmelte:

„Wieder nichts! Jetzt haben sie mich schon zweimal umsonst herausgepudelt. Ein drittesmal soll ein anderer gehen."

Da hüpfte aus einem der vordersten Wagen ein Mädchen, wie er schöneres noch keines gesehen

hatte. Es trug einen großen Handkorb am Arm.

„Himmelsstern! Die könnt's am Ende noch sein", sprach der Fuchsbart wieder mit sich selbst; aber nein, die ist viel zu proper, so eine Schöne wird bei uns nicht angestellt. Mußt sie aber doch fragen. Sei g'scheit, Gallus, und blamier dich nicht. Könntest dir fein eine g'schnappige Antwort holen. Wenn sie's ist, kann sie fragen, hat auch ein Maul."

Das Mädchen trat durch den Ausgang und schaute verlegen herum. Als es die lachenden Augen des Mannes in den Hemdsärmeln erblickte, schöpft es gleich vertrauen und fragte:

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wo man nach Niklasen geht?"

„O das kann ich dir schon sagen", lachte der Mann; „aber ich mein', es ist besser, ich zeig dir's frisch, denn mein Weg geht auch nach Niklasen. Und wenn meine Gucker nicht stockblind sind, so reisen wir beide wohl ins selbe Haus. Ich bin nählich Bauknecht beim Mar im Tale, Gallus heiß ich, und warte schon lange auf ein Mädchen aus Planeigen, dem ich das Gepäck hineintragen soll."

„Ja, ich soll beim Mar im Tale einstehen", sagte das Mädchen, „und ich bin froh, daß ich mich jetzt nicht mehr verirren kann; aber meine Sachen trag' ich schon selber, hab' nicht schwer."

„Zu was bin denn nachher ich so weit herausgestiefelt? Damit ich einen Korb voll Tag heimbring, he?" spaßte der Knecht; „da würde mir die Bäuerin schön den Hobel ausblasen. Hab' von einem Madl noch nie einen Korb gekriegt, magst mir den deinen schon geben. So einen alten Grattler wie ich wachsen keine schwarzen Haare mehr wegen einem Korb von einem Madl. Tu nur her und spreiz dich nicht, auf der Achsel trägt man alleweil leichter als auf dem Arm."

Soviel Agnes sich auch wehren mochte, es blieb ihr nichts übrig, als den Armkorb mit ihren Siebensachen dem Knecht aufzulegen; dann schritten sie nebeneinander die Bahnstraße hinein.

„Bist matsch? Sollen wir einkehren? Einen Löffel voll essen, ein Schnappl trinken?" fragte der Knecht, der schon ziemlich nach Wein roch; „und sagt' einmal schnell, wie du heißt, damit nicht jeder Zaunstecken glaubt, ich mein' ihn, wenn ich red'."

Agnes heiß' ich", erwiederte das Mädchen; „mir ist jetzt nichts not, und ich geh am liebsten gleich einwärts."

„Die Weiberleut' haben's alle gleich, sie mögen nichts und brauchen nichts; aber wenn's dich später reut, können wir das Versäumte nachholen. Es sind noch genug Häuser auf dem Wege, wo ein Ochs oder ein Hirsch das Horn oder ein Bär den Rüssel heraussteckt und der Wirt sein Glatzkappel dreht."

Als die Straße einsamer wurde, fing der Knecht an, einen ganzen Beichtspiegel mit dem Mädchen durchzunehmen. Wie alt sie sei, wie sie sich schreibe, wo sie früher im Dienst gewesen, wieviele Geschwister sie habe, warum es ihr zu Hause nicht passe, warum sie so weit fortgehe, ob sie nicht schon Heimweh spüre, ob sie keine Angst habe vor dem fremden Dienst usw. usw. Agnes war sehr zurückhaltend und gab nur kurze Antworten, nach jeder Antwort stockte die Rede. Das taugte dem Gallus nicht, denn er war ein großer Plauderer vor dem Herrn und seine Zungenmühle klapperte den ganzen Tag. Wenn ihm niemand schwadern half, marktete er mit sich selbst, und zwar so laut und geschäftig, als ob ein halbes Dutzend Menschen im Disput wären. Schweigen konnte er kein Vaterunser lang. Da er mit Agnes kein rechtes Gespräch fortbrachte, nahm er die ganze Last der Rede auf sich und begann, der Agnes ein langes Kapitel auszulegen.

„Weißt, Madl", sagte er, „du brauchst dir keine Angstbirnen wachsen lassen. Bei uns ist keine Wolfsgrube und kein Fegfeuer. Die Dienstleute haben es bei uns gut, sonst täten sie nicht so lang bleiben. Ich z. B. bin schon sechzehn Jahr' auf dem Hof, glaub auch nicht, daß ich so bald den Laufpaß krieg'. Freilich bin ich mit der Bäuerin nahe verwandt, das heißt vom Zweiten zum Dritten. Das will ich aber auch nicht sagen, daß bei uns just der Himmel ist. Es geht schon auch manchmal stückel (steil) und stuff her, wie auf der Weltkugel, wo sie den größten Buckel hat. Und grad' du wirst anfangs in keinen Honignapf hineinhocken. Zwar hat mir die Bäuerin streng verboten, daß ich dir faule Geschichten in die Ohren sing, aber junge Leute brauchen eine Aufklärung, wie die Zeiger stehen, damit sie sich darnach richten können. Bist, scheint's, noch ein ganz unschuldiges Hühnl und würdest mir erbarmen, wenn du dich vergaggeln tätest.

Für's erste muß ich dir sagen, daß du den Schaffersleuten just zurecht gekommen bist, als du um einen Dienst angefragt hast; denn sie brauchen notwendig eine Kucheldirn, weil die frühere Schnall und Fall durchgebrannt ist. Wir andern Dienst-

boten sind alle schon lang im Haus, aber mit den Kucheldirnen hapert's, da will keine bleiben. Weißt, die alte Bäuerin ist wunderlich wie eine Henne, der die Federn ausgehen. Das heißt, früher war es nicht so, erst seit zwei Jahren, wo ihr die einzige Tochter, das Mariannl, gestorben ist, hat sie den Schuß. Eigentlich darf ich nichts Unebenes von ihr reden, ich tu's auch nicht; denn sie ist meine Verwandte und ich krieg' viel von ihr. Wenn sie sterben tät' würd' es uns Dienstboten allen schlecht gehen; sie schaut auf uns mit dem Essen, mit dem Gewand, mit der Gesundheit, mit allem, als ob sie unsere Mutter wär. Und um die Wahrheit zu sagen, ist sie eine arme Haut; sie hat nämlich die Wassersucht und zieht so schwer an dem Atem, als ob es ein Fuhrwerk wäre, das knietief im Letten steckt. Die ganzen Nächte kann sie nicht schlafen und sie jammert oft vor Weh und Angst. Wenn's recht arg wird mit der Geschwulst, muß wieder einmal der Docktor kommen und ihr das Wasser abtreiben, dann ist's etliche Wochen besser.

Aber mag sie noch so krank sein, das Hausregiment gibt sie nicht auf und den Kochlöffel läßt sie nicht aus der Hand. Daß für so viele Leute kochen kein Spaß ist, kannst du dir denken. Da braucht sie durchaus eine Helferin, eine Kuchelmagd, und die hat nichts zu lachen. Arbeiten muß sie mehr als alle anderen Dienstboten in Hof und Feld und nebenbei soll sie alle Ungeduld und alle kränklichen Flausen der Bäuerin ertragen und alle dicken und dünnen Brummelsuppen ausessen. Ist die Magd flink und geschickt und geht alles wie das Radl auf dem Dach, so schimpft die Bäuerin, das liederliche Hudern und Haspeln und die Schlamperei könne sie nicht leiden; ist die Magd langsam und unbeholfen, schimpft die Alte noch mehr, so ein unverständiges Trampeltier, so ein faules Trumm Weibsmensch habe sie noch nie gehabt; wehrt sich die Dirn und schnabelt zurück, so kommt die Bäuerin ganz aus dem Zirkel und reißt ihr fast den Kopf ab; ist die Dirn mäulsstad und tut keinen Zeser und sagt kein Wörtl, dann lärmt die Bäuerin noch ärger, so ein Trotzkopf, so einen Launenhafen könne sie nicht brauchen und lieber solle sie heut' als morgen abdampfen. Jetzt, da mach's recht, steck' den Finger ins heiße Schmalz und verbrenn dich nicht! Lange dauert das Wetter nie; der Bäuerin kommt schnell die Reue, dann ist sie fein wie ein Mailüftl und tut der Dirn schön und schenkt ihr etwas. Aber auch das milde Wetter dauert nicht lang, bald ganstert und rumpelt es wieder.

So vertragt keine Magd ein Jahr lang, drei sind schon unter der Zeit ausgerissen wie ein Ärmel in einem fadenscheinigen Rock. Paß auf, ich will dir einen guten Rat geben, damit es dir besser geht als den andern. Mach' deine Sach' ordentlich, und wenn die Bäuerin anfangt zu raunzen und zu befeln, dann leer' kein Maul aus und sei auch nicht stumm wie ein Prügel, sondern weine laut auf und tu' recht erbärmlich. Davon kriegt die Bäuerin den hellen Jammer, denn ihr Herz ist weich wie ein Strudelteig; du erbarmst ihr dann schrecklich und kannst sie hernach um den Finger wickeln oder in den Sack stecken."

Agnes schüttelte den Kopf und sagte:

„So was bring ich nicht zuweg, das Falschsein geht mir nicht herauf."

„Das Falschsein, haha! Da braucht's kein Falschsein. Wirst sehen, das Wetter kommt schon so zünftig, daß dir das Weinen viel leichter von der Leber geht als das Lachen; aber wenn du meinst, du weißt ein besseres Mittel, so probier's grad. Madl, sei g'scheit, ich tät dir ungern deinen Pack wieder zum Tal hinaustragen."

„Warum muß denn eine Dirn der alten Bäuerin in der Küche helfen? Was tut denn die junge Bäuerin?"

„Hahaha, die junge Bäuerin fliegt mit den Mukken, das heißt, sie ist noch auf weiten Wegen, und man kann nicht sagen, wann sie eintrifft. Freilich, Zeit wär's schon, daß der Albert, heißt das, der junge Bauer, ans Heiraten denken tät, denn er ist schon dreißig Jahre alt. Kriegen tät er hundert für eine. So oft er irgendwo niederhockt, raufen sich nachher zwanzig Mädel um ein Stuhlbein. Wie man hört, soll ihm die Großangerertochter von Niederberg bedeutend im Kopf stecken; aber solange die alte Bäuerin lebt, heiratet der Albert nicht, da hat er die Mutter viel zu lieb. Es tät auch kein gut mit einer Jungen neben der Alten. Und ob er's nachher mit der Großangerertochter recht trifft, dahinter steht auch noch ein Fragezeichen. Mir gefällt sie nichtbesonders. Der Albert aber tät das beste Weib verdienen, das das zwischen der Mühlbacher und Lienzner Klause wachst. Er ist einer, den man in Gold fassen könnte, so ein Guter und Hauslicher und Gescheiter. Die halben Bücher von seinem Bruder, dem Studenten, hat er gelesen und er kennt sich überall aus. Von weit her kommen Leute, um einen Rat von ihm zu erfragen. Das nächstemal wird er gewiß Gemeindevorstand,

man redet auch davon, daß sie ihn in den Landtag wählen wollen. Bloß einen Fehler hat er. Er ist gar soviel ernst und redet zu wenig. Nicht drei Wort um einen Sechser kriegst du von ihm."

Einen Augenblick setzte der Knecht aus, da fragte das Mädchen:

„Wer hat denn der Bäuerin geholfen, seitdem die frühere Küchenmagd fort ist?"

„Die Thres hat ihr in der letzten Zeit geholfen, eine ledige Schwester vom alten Bauern", erwiderte der Gallus; „weißt, das ist überhaupt eine Nothelferin und ein Mensch, wie der liebe Herrgott nicht viel bessere im Himmel hat. Mit ihren siebzig Jahren sollte sie eigentlich nicht mehr viel arbeiten, hätt's auch nicht nötig, denn sie ist steinreich, könnt sich in Geld eingraben. Aber sie rackert und schanzt noch wie eine Junge, tut überhaupt nichts als beten und arbeiten und wenn einem Menschen etwas wehe tut, blasen und gut machen. Für sich selber braucht sie keinen Kreuzer und hat ein armseliges Gewandl an, aber den armen Leuten gibt sie Hände voll Geld und ihren halben Reichtum hat sie schon den Missionären vertestamentiert für die schwarzen Heidenbuben. Die Thres wirst du nie grantig sehen, sie sagt keinem Menschen und keinem Vieh ein unebenes Wörtl, kriegt aber auch keines. Vor der Thres hat auch die Bäuerin Respekt und sie getraut sich nie, mit ihr zu maulen; aber passen tut ihr die Thres in der Küche weniger als ein Frosch in der Muspfanne und sie möcht sie lieber heut als morgen los werden. Oft verspritzt die Bäuerin fast vor Zorn und nur mit Gewalt kann sie das Wetter zurückhalten. Das merkt die Thres und lacht ein wenig und sagt, ich versteh nichts im Hauswesen und kann nichts beim Kochen und der Rauch tut mir übel. Schau dir lieber um eine Kucheldirn und laß mich aufs Feld. Ja so eine wie die Thres, für die wär's noch zu wenig, wenn man sie in Gold und Edelsteine fassen tät. An die Thres mußt du dich halten, wenn's dir einmal ganz schlecht geht."

„Um Gott'swillen, recht übel wird's mir nicht gehen", rief Agnes.

„Nein, nein, ich sag's ja bloß, damit du nicht wie ein blindes Katzl hereinfällst. Man muß immer das Bessere hoffen, das Schlechte kommt von selber. Und schließlich hat die Bäuerin ein gutes Herz und sorgt für alle."

Ohne abzusetzen schwaderte der Gallus weiter und erzählte vom mittleren Knecht und vom zweiten und vom kleinen, dann von den Dirnen der Reihe nach, zuletzt vom Martin, dem Studenten, der halbe Tage lang seine Nase in die Bücher stecke, wie ein Baumhackl den Schnabel in ein Wurmloch und dann wieder Wochen lang auf den Jöchern herumrenne und die Berge platt trete.

Auf die Weise lernte Agnes alle Hausbewohner schon kennen, ehevor sie dem Hof in die Nähe kam. Freilich mußte sie später manche Vorstellung etwas korrigieren, denn des Gallus Augen schielten ein wenig und er sah manche Dinge ums Eck an, was bekanntlich ein verschobenes Bild gibt. Als der Gallus mit sämtlichen Hausgenossen fertig war, ging er zu den Bewohnern des Stalles über, allein da hatte er nicht mehr viel Zeit, sie standen plötzlich vor dem Gartenzaun des Mar im Tale. Im Eifer der Rede hatte der Gallus sogar die Türen übersehen, über denen die Wirte ihre Inschriften aufgehängt haben und bitten lassen. Jetzt bedeutete er dem Mädchen, daß sie an Ort und Stelle seien. Dieses riß die Augen auf und betrachtete neugierig seinen neuen Wohnplatz. Es war ein umfangreiches, stattliches Gebäude, unten weiße Mauern, oben sammetbraunes, altes Gezimmer mit weitvorspringendem Dach und einem feingeschnitzten Holzsöller ringsum. Unter dem Giebel stand eine große, schöne Muttersgottesfigur, um die sich ein Rosenkranz mit faustgroßen, hölzernen Perlen schlang, auf dem Dache ragte ein lustiges Türmchen empor und darin schimmerte eine Glocke. Das ganze machte einen stolzen und doch warmen, heimligen Eindruck. Der Erste, der den Ankömmlingen begegnete, war der Bauer selbst. Langsam schritt er durchs Gartentor und schaute den Feldweg hinab. Er war von mittelgroßer, kräftiger Gestalt, hatte einen kurzen braunen Bart, ebensolches Haar, sehr edelgeschnittene Züge und dunkle Augen mit einem festen, beinahe scharfen Blick. Als Agnes zu ihm herantrat, ihn schüchtern begrüßte und einen Gruß vom Planeigner Pfarrer ausrichtete, blickte er sie drei, vier Sekunden starr an. Er war mehr als überrascht von der Schönheit des Mädchens. Dann wandte er die Augen fort und sagte freundlich:

„Dank schön, dank schön, der Pfarrer war ein guter Freund von meinem Vater, wir haben ihn immer gern bei uns gesehen. Und jetzt grüß dich Gott. Laß dir's bei uns recht gefallen, hab keine Zeitlang und tu, wie wenn du zu uns gehören tätest; gehörst jetzt auch zu uns."

Fortsetzung folgt

# FATIMA STUDENT BURSE

Der Heiland sagt in der Bergpredigt: Selig die Barmherzigen, sie werden (von mir) Barmherzigkeit erlangen. „Selig" heißt beneidenswert und wahrhaft glücklich zu preisen. Dieser Ausruf erhält seinen vollen und tiefsten Sin im Licht der Worte des Meisters an die Apostel: Ihr, die ihr mir gefolgt seid, werdet (nicht gerichtet werden sondern mit mir) auf 12 Thronen sitzen, um die 12 Stämme Israels zu richten. Der Lieblingsjünger verstärkt noch diese Klarheit: Die Barmherzigkeit ist über das Gericht erhaben.

Wenn in der Apostelgeschichte der heidnische Hauptmann Cornelius durch ein Himmelswunder dem christlichen Glauben zugeführt wird, verdankt er es neben seinem tiefen Gebetsleben seiner Mildtätigkeit. „Er gab viele Almosen". Ein Engel verwies ihn an Petrus und betonte dabei, daß seine Liebestätigkeit bei Gott in gefälliger Erinnerung sei.

| | |
|---|---|
| Bisher eingenommen | $564.75 |
| Gabriel Gottselig, Chamberlain, Sask. | 1.00 |
| Mrs. T. Wildeman, Cloverdale, B. C. | 5.00 |
| Mrs. Math. Rosbush, Lake Lenore, Sk. | 2.25 |
| John W. Beller, Mankota, Sask. | 1.00 |
| | $574.00 |

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

